









Aargauisches Dichterbuch

Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Aarau

Aarau
Druck und Verlag von Emil Wirz,
vormals J. J. Christen
1903.



Aargauisches Dichterbuch

Festschrift

zur

Aargauischen Centenarfeier

1903



Herausgegeben
von der Literarischen Gesellschaft Aarau



Aarau
Druck und Verlag von Emil Wirz, vorm. J. J. Christen
1903.



Aargauisches Dichterbuch

Festschrift

zur

Aargauischen Centenarfeier

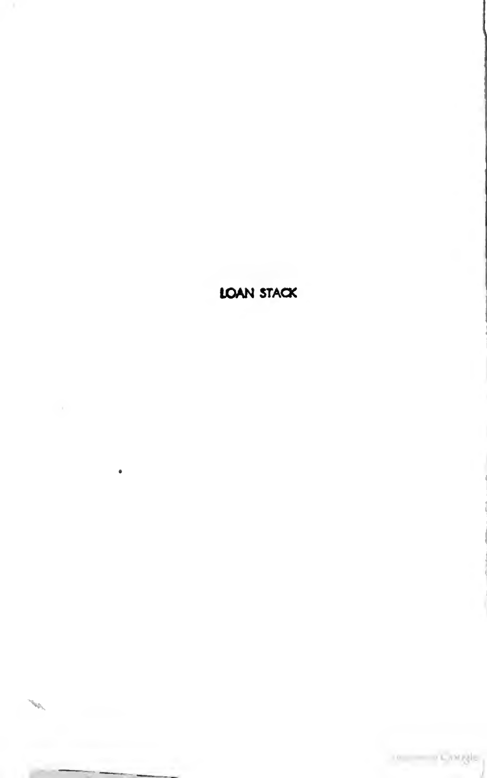
1903



Herausgegeben
von der Literarischen Gesellschaft Aarau

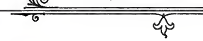


Aarau
Druck und Verlag von Emil Wirz, vorm. J. J. Christen
1903.





Inhaltsverzeichnis





Geleitwort.

Die Blicke des Aargauer Volkes wenden sich in diesem Jahr der Centenarfeier in die Vergangenheit und schweifen hin über burggekrönte Höhen, wo edle Ritter und Sänger gelebt, und über stromreiche Niederungen, in denen auf vordem römischem Grunde Weiler und Städte erstanden, darinnen ein gedrücktes Bauernvolk und ein zagendes Bürgertum sich allmählich emporrangen zu Freiheit und Selbstbestimmung.

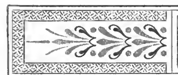
Wenn in diesen der Erinnerung geweihten Tagen das Andenken an so manchen trefflichen Namen sich erneuert, der in die Bücher der aargauischen Geschichte eingetragen, so sollen in dem Aufzuge der Vergangenheit jene Männer nicht fehlen, die von ihrer aargauischen Scholle dem Genius der Poesie gehuldigt.

Auf den Blättern dieses Buches findest du sie versammelt, Aargauer Volk, deine Poeten!

Den Dahingegangenen folgt eine Schar Lebender als Ehrenwache.



Die Herausgabe dieses Buches haben im Auftrag des Vorstandes der Litterarischen Gesellschaft besorgt: Hans Käslin, Hans Rohr-Reiner, Max Widmann, Sam. Zimmerli, Ernst Zschokke





Hêr Walther von Klingen.

Der Vater des Dichters, Ulrich II. von Klingen, hat 1228/29 am fünften Kreuzzug teilgenommen; er ist der Gründer des Städtchens und der Burg Klingnau. Hier hat der Dichter selbst sich meistens aufgehalten. Er stiftete 1257 das Kloster Klingenthal bei Säckingen, das später nach Basel verlegt wurde. Er stand persönlich Rudolf von Habsburg sehr nahe. Walther von Klingen starb 1286 in Basel.

Die Spröde.

1. Fröit iuch, fröit iuch, grüeniu heide,
fröit iuch, vogel, fröit iuch, grüener walt!
swaz [1] iu ie geschach ze leide
daz tet iu der leide winter kalt.
Daz habt ir wol überwunden:
noch hân ich niht trôstes funden
an der lieben, diu mich twinget mit gewalt.

2. Dô von êrst ir liehten ougen
lieplîch sâhen in daz herze mîn,
Dô wând ich des âne lougen [2]
daz ich solde wol getroestet sîn
Von ir: nû hât siz verkêret
unde hât mich so gelêret
daz ich weiz waz sorgen ist und sender pîn. [3]

3. Owê, fröiderîchez grüezen,
owê minneclîcher rôter munt,
Wenne wiltu swaere büezen
mir? [4] ich bin nâch vröiden ungesunt

Anmerkungen. [1] swaz = was immer, alles was; [2] âne lougen = unleugbar, fürwahr; [3] sender pîn = Sehnsuchtsschmerz; [4] swaere büezen mir = meinen Kummer lindern.

Hêr Walther von Klingen.

Von der lieben diech dâ minne.
nu ist siz doch mîn küniginne,
swie[5] si hât daz sende herze mîn verwunt.

4. Minneclîchez umbevâhen
daz tuot von reinen wîben wol.
Swem si went mit küssen nâhen,
waz der ganzer staete haben sol![6]
Gegen der wunne ich niht gelîche,[7]
swem ein wîp genaedecîlche
fröide gît, des herze ist ganzer fröide vol.

5. Süeziu Minne, twinc die hêren
dazs erkenne mînen senden pîn.
Du solt ir gemüete sêren
sam du hâst getân daz herze mîn.[8]
Wirt ir kunt dîn minne-twingen,
so muoz si mir sorge ringen:[9]
dar nâch kurzer stunde wil ich froelich sîn.

Anmerkungen. [5] nu ist siz — swie = sie bleibt doch meine Herzenskönigin, wie sehr auch ....; [6] swem — sol = der dem sie den Mund zum Kusse bieten, der muß dann auch treu sein; [7] gegen — gelîche = mit der Wonne vergleiche ich nichts; [8] du solt — mîn = du sollst auch in ihr Herz Sehnsucht gießen, wie du es mir gethan hast, [9] Wirt ir kunt — ringen = wenn sie erst deine Macht erfahren hat, dann wird sie meine Pein lindern.



Hêr Walther von Klingen.



Hesso von Rînach.

Der Dichter, von ritterlicher Abkunft aber Geistlicher von Beruf, stammt von Reinach im Wynental, war von 1239—1247 Leutpriester in Hochdorf, später Chorherr in Beromünster und Zofingen, seit 1265 Probst zu St. Leodogar in Schönenwerd. Das Bild der Pariser Minnesinger-Handschrift stellt ihn als reichgekleideten Herrn dar, der, vor seiner Burg stehend, Arme und Kranke erquickt.

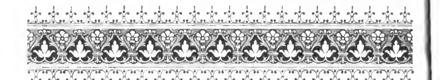
Liebeskummer.

1. Klageliche nôt
   clage ich von der Minne
   Daz si mir gebôt
   daz ich mine sinne
   Dar bewante, dâ man mich verderben wil.[1]
   hey minnen spil,[2]
   durch dich lide ich sendes kumbers alze vil.

2. Wengel[3] rôsenvar
   wol gestellet kinne,
   Ougen lûter klar
   minneclichiu tinne,[4]
   Hât si, diu mir krenket leben unde lip.
   hey saelic wip
   dur[5] dîn besten tugende mir min leit vertrip.

3. Süeziu troesterin,
   troeste mine sinne
   Dur die minne din
   in der minne ich brinne,
   Von der minne fiure[6] lîde ich sende not.
   hey mündel[7] rôt,
   wilt dû mich nicht troesten, sich, so bin ich tôt.

Anmerkungen. [1] daß ich meine Neigung dahin wandte, wo man mich verderben will; [2] Spiel der Liebe; [3] Wänglein; [4] Stirn, Schläfe; [5] um — willen; [6] Feuer; [7] Mündlein.



Grâve Wernher von Hônberc.

Das Stammschloß derer von Hônberc lag auf dem Tierstein-berg über dem Dorfe Wittnau. Graf Werner wurde 1284 in Alt-Rapperschwyl auf dem Johannisberg geboren, zog 1304 mit Herrn vom deutschen Orden nach Lithauen, war später eine Zeit lang Reichsvogt der drei Waldstätte, begleitete Kaiser Heinrich VII. (1308—13) nach Italien, zeichnete sich da im Kampf gegen die Welfen durch seine ungestüme Tapferkeit aus, diente später dem Kaiser Friedrich dem Schönen von Oesterreich und starb 1320.

Der Eifersüchtige.

1. Wol mich hiute und iemer mê ich sach ein wîp
der ir munt von roete bran sam ein fiurîn zunder.
Ir wol triutelehter [1] minneclîcher lîp
hât mich in den kumber brâht: von der minne ein wunder. [2]
An ir schoene hât got niht vergezzen.
ist ez reht als ich es hân gemezzen, [3]
so hât si einen rôten rôsen [4] gezzen.

2. So ist der eine der des niht enwaere wert
daz er laege ûf einem strô, der triut ir wîplich bilde; [5]
So ist der ander der des tôdes dur si gert
und zu zallen marsen vert, [6] dem muoz si wesen [7] wilde. [8]

Anmerkungen. [1] triuteleht = liebenswürdig, traut; [2] dieses Wunder hat die Minne getan; [3] wenn ich recht urteile; [4] eine rote Rose; [5] So ist ... bilde, der, welcher nicht wert wäre, auf Stroh zu liegen, der umarmt sie; [6] so ist der ander .... vert = der andere aber, der um sie zu sterben bereit wäre und zu allen Teufeln (?) führe; [7] wesen = sein, bleiben; [8] wild = gleichgültig, fremd.

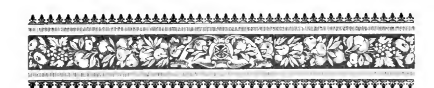
Heiâ got, wie teilst so ungelîche! [9]
ist er hezlîch, [10] so ist si minnenclîche:
waz sol der tiuvel ûf daz himmelrîche.

3. Hêrre got, und het ich von dir den gewalt
daz ich möht verstôzen in von der grôzen wunne,
So möht ich in ganzen fröiden werden alt:
helfent alle biten mir got daz er mir gunne, [11]
Daz der selbe tiuvel werde geletzet [12]
und ich werde an sine stat gesetzet:
so bin ich mîs leides wol ergetzet. [13]

Anmerkungen. [9] wie verteilst du deine Gaben so ungleich; [10] hezlich = Haß erregend; hassenswert. [11] helft mir alle Gott bitten, daß er es mir gewähre . . .; [12] letzen = verabschieden, ausschließen; [13] ergetzet = entschädigen für.



Grâve Wernher von Hônberc.



Der von Trôstberc.

Der Dichter stammte aus dem Kulmerthale und lebte im 13. Jahrhundert.

Zwiegespräch.

1. Willekomen si uns der meie
er bringet maneger hande bluot,[1]
Bluomen unde maneger leie
des der wintêr niht entuot.[2]
So fröit sich allez daz dir[3] ist.
gegen der schoenen summerwunne,
wan daz der fröide mir gebrist.[4]

2. Frouwe getörste ich nû genenden,[5]
so klagt ich dir mîne nôt.
„Herre, kunde ich nôt erwenden,[6]
sô want[6] ich vil manigen tôt."
Juncfrouwe ir toetet mînen lip.
„da für so biute ich min unschulde"[7]
sprach daz minnecliche wîp.

3. Nu sprich an, minnecliche guote,
dur dîn rôtez mündelîn,
Wes ist dir gegen mir ze muote,
mîner sinne ein rouberîn?[8]
Sie sprach: „wie meint irz? ald durch waz
bin ich,[9] diu iuch der sinne roubet?
wê war umbe taete ich daz?

Anmerkungen. [1] bluot = Blust; [2] mancherlei Dinge, die der Winter nicht bringt, die er nicht kennt; [3] dir = da; [4] wan daz — gebrist = nur mir fehlt es an Freude; [5] dürfte ich es wagen; [6] wenden, erwenden = abwenden, so würde ich manchen Tod abwenden; [7] ich biute mîn unschulde = ich erkläre mich daran für unschuldig; [8] die du mir meinen Verstand raubst; [9] oder wieso soll ich die sein, welche . . . .

Der von Trôstberc.

4. Ir man, ir wellet âne wizzen [10]
   frowen in dem herzen tragen.
   ob ir iuch habt an eine geflizzen
   der sult ir mit rechten zühten sagen: [11]
   So mugt ir schiere hân vernomen
   ob iuwer biten ald iuwer flêhen
   iu iemer sol ze trôste komen." [12]

5. Frowe, ich wil, nâch dînem râte,
   vâhen an dir selben [13] an.
   Hab ich gesûmet mich ze spâte,
   des ich dich mit dienste man,
   So hilf mir, [14] liebiu frouwe mîn.
   stirb ich in disen ungenâden,
   frowe, sost diu schulde dîn.

Anmerkungen. [10] ohne daß sie es weiß; [11] wenn ihr euch um eine bemüht, so müßt ihrs auch mit rechtem Anstand sagen; [12] dann könnt ihr schnell erfahren, ob euer Bitten oder Flehen euch etwas hilft, Erhörung findet. [13] mit dir selber, bei dir selbst; [14] hab ich gesûmet ... so hilf mir = habe ich zu lange gesäumt das zu thun, woran ich dich jetzt auf's freundlichste mahne.



Der von Trôstberc.

Heinrîch von Tettingen.

Ein Aargauer dieses Namens urkundet 1269 und 1307. Daß der Minnesinger wirklich aus dem Aargau stammt, ist nicht ganz sicher.

Der Schmachtende.

1. Liep, liebez liep, liebiu vrouwe,
   liep, herzen trôst unt der sinne[2]
   Liep, liebez liep, liebiu schouwe,
   liep, daz mich roubet dîn minne.
   Hey, lieber lîp
   saelic wîp,
   liep, liebez liep, sendiu leit mir vertrîp.[3]

2. Liep du bist mir nu vil lange
   lieb, unt hân dir vil gesungen,
   Nach dîner hulde ist mir ange,[4]
   des hat mich minne betwungen.
   Ach, vrouwe mîn,
   sich, der pîn
   nimet vröude mir sol ich lange alse sîn.[5]

3. Ir schoene, ir güete, ir gebâre
   hant mich ze tôde verwundet,
   des[6] stirbe ich nu in einem jâre,
   ob[7] mich ir trôst nicht gesundet.
   Ach, wafenâ![8]
   si ist mir dâ
   lieb unde lît mînem herzen vil nâ.

Anmerkungen. [1] liebez liep = mein liebes Lieb.; [2] herzen trost unt der sinne = meines Herzens und meiner Sinne Trost; [3] sendiu leit mir vertrîp = vertreibe, banne meinen Sehnsuchtsschmerz; [4] mir ist ange nach = ich sehne mich nach deiner Huld; [5] wenn ich noch lange in diesem Zustand verharren soll; [6] deshalb; [7] wenn; [8] Wehe!

Heinrich von Tettingen.

Hêr Steinmâr.

Die Steinmâr waren Ministerialen Walthers von Klingen, Gefolgsleute des Bischofs von Konstanz, Parteigänger Rudolfs von Habsburg. Der Dichter ist wahrscheinlich Bertold Steinmâr, der 1290 eine Urkunde ausstellte. Das Bild in der Manesse'schen Handschrift zeigt ihn, wie er mit fröhlichen Gesellen unter einem Baume schmaust.

Der Schlemmer.

1. Sit[1] si mir niht lônen wil
der ich hân gesungen vil,
seht so wil ich prîsen
Den der mir tuot sorgen rât[2]
herbest, der des meien wât[3]
vellet von den risen.[4]
Ich weiz wol, ez ist ein altes maere
daz ein armes minnerlîn ist rehte ein marteraere.[5]
seht, zuo den bin ich geweten:[6]
wâfen, die wil ich lân und wil in's luoder treten.[7]

2. Herbest, underwint dich mîn[8]
wan[9] ich wil dîn helfer sîn
gegen den glanzen meien.[10]
Durch dich mîde ich sende nôt.
sît dir Gebewîn ist tôt
nim mich tumben leien
Vür in zeime ingesinde.[11]
„Steinmâr sich daz wil ich tuon, swenn ich nu baz bevinde
ob du mich kanst gebrüeven wol."[12]
Wâfen, ich singe, daz wir alle werden vol!

Anmerkungen. [1] da, weil; [2] den der mir für meine Sorgen Rat schafft, mich davon befreit; [3] Kleid; [4] von den Reifern, Zweigen; [5] ein unglücklicher Liebhaber ist ein rechter Märtyrer; [6] mit denen bin ich nun zusammengespannt, zu ihnen gehöre ich; [7] die will ich nun aufgeben und ein liederliches Leben anfangen; [8] nimm dich meiner an; [9] denn; [10] ich will deine Partei ergreifen gegenüber dem glänzenden Mai; [11] da Gebewein tot ist, so nimm mich unerfahrenen Laien als Diener an; [12] wenn ich nur erst mich davon überzeuge, daß du mich recht zu schildern im Stande bist.

Hêr Steinmâr.

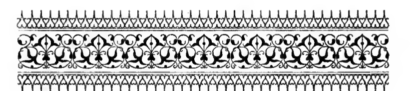
3. Herbest, nu hoer an mîn leben.[13]
wirt, dû solt uns vische geben
mê dan zehen hande,[14]
Gense, hüener, vogel, swîn,
dermel,[15] pfâwen sunt [16] dâ sîn,
wîn von welschem lande.
Des gip uns vil und heiz uns schüssel schochen:[17]
köpfe [18] und schüzzel wirt von mir unz an den grunt erlochen.[19]
wirt, du lâ dîn sorgen sîn:
wâfen! joch muoz ein riuwic herze trösten wîn![20]

4. Swaz du uns gîst, daz würze uns wol
baz dan man ze mâze sol,[21]
daz in uns werde ein hitze
Daz gegen dem tranke geng ein dunst,[22]
alse rouch von einer brunst,
und daz der man erswitze
Daz er waene, daz er vaste lecke.[23]
schaffe daz der munt uns als ein apotêke smecke.
erstumme ich von des wînes kraft,
wâfen! so giuz in mich, wirt, dur geselleschaft.[24]

5. Wirt durch mich ein strâze gât:
dar ûf schaffe uns alleu rât,[25]
maneger hande spîse.
Wînes der wol tribe ein rat
hoeret uf der strâze pfat.[25]
mînen slunt ich prîse:
Mich würget niht ein groziu gans so ichs slinde [26]
herbest, trûtgeselle mîn, noch nim mich [27] z'ingesinde.
mîn sêle ûf eim rippe stât,[27]
wâfen! diu von dem wîne drûf gehüppet hât

Anmerkungen. [13] wie ich lebe, leben will; [14] mehr als zehnerlei; [15] Würste; [16] sollen; [17] Schüsseln aufschichten; [18] Becher; [19] geleert; [20] der Wein ist's, der ein betrübtes Herz trösten muß; [21] mehr als man's gewöhnlich thut; [22] daß wir dem Wein entgegendampfen; [23] daß es ihm sei, als ob er Sprünge habe; [24] der Gesellschaft halber; [25] Vorrat; [26] soviel Wein gehört auf diese Straße, daß man ein Rad damit treiben könnte; [27] wenn ich sie verschlinge; [28] nimm mich doch nur; [29] meine Seele ist auf eine Rippe hinauf gehüpft, damit sie nicht naß wird.

Hêr Steinmâr.



Heinrich von Laufenberg.

Der Dichter stammt wahrscheinlich aus Laufenburg, welches Städtchen früher Laufen b e r g genannt wurde. Er lebte um 1434 als Chorherr in Zofingen, später als Dekan des Domkapitels in Freiburg i. B. und zog sich 1445 in's Johanniterkloster in Straßburg zurück.

Heimweh.

Got wölt, daz ich dâheime waer
und al der welte trôst enbaer.[1]
Ich mein dâ heim im himelrîch,
dâ ich got saeh immer und êweclîch.
Da ist gesuntheit âne wê
und waeret hiut und immer mê.[2]
Dâ ist tûsent jâr als hiut,[3]
dâ ist ouch kein verdriezen niut.
Dâ ist daz leben ân den tôt,
dâ ist grôz fröud ân[4] alle nôt.
Got gesegen dich, welt,[5] ich var dâhin,
ich var dâ hin gên himelrîch.
Got gesegen dich, sun,[6] got gesegen dich, mân,[7]
ich wil zuo mînem schepfer gân.
Wol ûf mîn sêl, und bereit dich dar,[8]
dâ wartet dîn der engel schar.
Wol ûf mîn herz und al mîn muot,
und suoch daz guot ob allem guot!

Anmerkungen. [1] und allen Trost der Welt, alles Weltliche entbehrte, nichts mehr davon wüßte; [2] und sie währt heute und in alle Zukunft; [3] Da sind tausend Jahre wie heute, wie ein Tag; [4] ân = ohne; [5] Gott segne dich Welt, leb wohl, Welt; [6] Sonne; [7] Mond; [8] bereite dich vor zur Reise dahin.

Heinrich von Laufenberg.

Das Osterspiel von Muri.

Im aargauischen Kloster Muri sind im Jahre 1840 Bruchstücke eines Passionsspieles gefunden worden, das im Anfang des 13. Jahrhunderts gedichtet worden sein muß. Es ist dies die erste bis jetzt bekannte Dramatisierung des Leidens und Sterbens Christi in deutscher Sprache. In einer Scene sehen wir Pilatus mit einem Krämer verhandeln, der gegen Erlegung einer Taxe die Erlaubnis bekommt, seinen Kram aufzuschlagen. Wir werden dann weiter in die Vorhölle geführt, wo Christus vom Teufel Einlaß verlangt, um die armen Seelen zu erlösen. Die Frauen suchen das Grab des Herrn auf und erfahren vom Heiland, der ihnen in der Gestalt eines Gärtners erscheint, daß der Gesuchte auferstanden sei. Maria Magdalena fleht den Erlöser um Vergebung ihrer Sünden an und Jesus tröstet sie. 2c. Wir bringen die Scene zum Abdruck, wo die Wächter vor Pilatus erzählen, was ihnen am Grabe begegnet ist.

Pilatus: Cumpreht[1] hastu mich vernomen?
Gâ hin und heiz si chomen!
louf balde, nicht ensûme dich!

Der Knecht: lieber herre, das tuon ich.
(zu den Wächtern gewendet): ir sunt[2] ce mînem hêrren gân.

Die Wächter: nu wol hin! daz sî getân.

Pilatus: Sîst willechome Cumpreht,
mîn aller liebester chnecht!
sage ane, hâstu die riter brâht?

Der Knecht: hêrre, als du hâst gedâht,
so choment si gelîche
die huoter güetlîche.

Pilatus: sint willechome, ir hêrren, mir.
selfiu got[3], nu sagent ir,
waz geschalles[4] ist bî iu gewesen?

Anmerkungen. [1] Cumpreht ist ein Knecht des Pilatus; [2] sollt; [3] so helfe euch Gott, bei Gott; [4] was für ein Lärm.

Erster Wächter: dâ sîn wir chûme genesen.[5]
wir wâren vil nâh alle tôt
und sîn endrunnen mit nôt,
und wie uns geschehen ist,
das sage ich in churzer vrist.
dâ wir hînacht lâgen,
als wir des grabes phlâgen[6]
mit vil grôzem vlîze,
dô cham ein engel wîze;
der begonde zuo zuns gâhen[7]
und dô er uns wolte nâhen,
dô cham vor im ein tonreschal
dâvon erschein dâ über al
von dem blichschôze ein viur:[8]
dâvon ward dâ sô ungehiur[9]
daz wir vil chûme endrunnen sîn.
ich sprichez ûf die triuwe mîn,
daz wir des gelîche jehen.[10]
dar zuo hân wir ouch gesehen,
daz der engel den stein
von dem grabe ruhte en ein[11]
und Jesus ist erstanden
uns und in ce schanden.
des mugen wir gelougen niht.[12]

Pilatus: daz ist ein wunderlich geschiht,
ub[13] iuch der man niht hât getrogen.

Zweiter Wächter: wir hân niht umb ein wort gelogen,
des sol mîn lîp sîn dîn phant.
du heiz uns marteren cehant
ub wir niht wâr hân geseit.

Dritter Wächter: hêrre ez ist ein wârheit
gar âne lougen.[14]

Anmerkungen. [5] mit Mühe, kaum davongekommen; [6] phlegen = besorgen, behüten; [7] kam schnell auf uns zu; [8] und überall lohte Feuer von dem Blitzschlag; [9] schrecklich; [10] ich versichere, daß wir alle dasselbe aussagen; [11] weg rückte; [12] das können wir nicht leugnen; [13] ub = wenn; [14] gar = ganz, es ist die volle Wahrheit.

Das Osterspiel von Muri.

Vierter Wächter: hêrre, daz si hân geseit,
daz sah ich nicht eine:
wir sâhen ez gemeine.
dâ von sehent ir darzuo.

Pilatus: (zu den Juden sich wendend):
Wê, nu enweiz ih waz ih tuo! [15]
ir hêrren, râtent, ez ist cit,
want [16] unser êre daran lît:
und vernement die liute daz
so geloubent si an Jèsum baz [17]
danne an alle unser gote;
dâvon werden wir ce spote
und swechet [18] uns vil sêre.

Der erste Jude: ih râte ûf mîn êre
ub iu gevallet daz,
olde ir râtent danne baz, [19]
daz wir dien gesellen
zwêncic pfunde cellen. [20]

Anmerkungen. [15] tun soll; [16] denn; [17] besser, mehr, eher; [18] und das mindert unser Ansehen; [19] es sei denn, daß ihr einen bessern Rat wüßtet; [20] cellen = bezahlen; damit sie nämlich von der Sache nichts ausplaudern.



Das Osterspiel von Muri.



Johann Georg Zimmermann.

Geboren am 8. Dezember 1728 in Brugg. Studierte in Bern und Göttingen Medizin, praktizierte als Arzt von 1751—54 in Bern, von 1754—68 in seiner Vaterstadt Brugg und von da bis zu seinem 1795 erfolgten Tode in Hannover. Zimmermann besaß solchen Ruf, daß seine Praxis von Madrid bis Petersburg reichte; namentlich die Höfe konsultierten den begehrten Arzt und geistvollen Weltmann gerne. Er war befreundet mit dem großen Haller, mit Lavater, Geßner, Wieland, Herder, Goethe und Friedrich dem Großen.

Von seinen Werken machte neben dem 1758 erschienenen „Vom Nationalstolze", namentlich das vierbändige „Ueber die Einsamkeit" (1784) großen Eindruck und fand ungeheure Verbreitung.

Ueber die Einsamkeit.

Liebreicher Umgang ist eine unerschöpfliche Quelle von Glückseligkeit. Im Ausdrucke unserer Empfindungen, in der Mitteilung unserer Begriffe, in ihrer freimütigen Auswechslung mit den Empfindungen und Begriffen unserer Freunde liegt eine Wollust, die auch der hartsinnigste Einsiedler fühlet. Ich kann den Felsen meine Klagen nicht bringen, ich kann dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen: meine Seele sehnet sich nach einer verschwisterten Seele, mein Herz sucht ein ihm ähnliches Herz; Himmel und Erde verschwinden bei der, die wir lieben. Fern von Welt und Umgang, und ohne Rücksicht auf Menschen, machten unsere meisten Kenntnisse, Gefühle, Einfälle und Gedanken uns keine Freude. Und so ist auch mitten im glänzendesten Menschengewühle alles dürr, frostig, öde und leer, wenn kein trautes Herz an dir hängt.

Entsagst du aber auch nur dem Wahnsinne der Vergnügungssucht, so heißest du deswegen schon menschenscheu. Bist du voll eines geheimen Triebes zu irgend einem großen Zwecke, der sich nur in der Stille einführen läßt, und hassest darum den Visiten-

schnack und seine Leerheit, so nennet man dich ungesellig. Fliehst du die Welt, vielleicht auch nur in kleinmütiger Niedergeschlagenheit, die immer alles schlimmer zeigt, als es ist; oder entsagst du allem Umgange in unglücklicher Liebe, weil dich nichts mehr locket, weil dir nichts mehr winket, weil dich nichts mehr reizet, nichts mehr befriedigt, niemand mehr versteht, weil von allem, was du denkst, thust und genießest, nichts mehr Bezug hat auf ein einziges Wesen, so nennet man dich toll. Du würdest der Welt auch nicht entsagen, wenn du immer ein Herz fändest für dein Herz; und wenn es dir nicht ginge, wie einer Dame, die mir erzählet hat, es seye ihr in ihrem sechsten Jahre von ihrem Vormunde eine vortreffliche Puppe geschenket worden, der Vormund wollte die Wirkung seines Geschenkes bey dem Kinde sehen; als er eben hinkam, hatte sie die Puppe ins Feuer geschmissen. Kind, warum thust du das, fragte der Vormund. Das Kind erwiederte weinend: ich sagte der Puppe, daß ich sie lieb habe, und sie antwortete mir nicht. (Aus dem I. Band.)

* *
*

In der Totenstille kleiner Städte, wo wenige müßige Menschen unter sich und mit sich allein leben, wirket Einsamkeit sichtbar gefährlich auf Kopf und Herz. So viele Regsamkeit und so viel Feuer sollte man zwar im Schoße so vieler Ruhe nicht erwarten, wenn man sieht, wie müßig und träge mehrenteils die Einwohner kleiner Städte sind, wie schrecklich sie Langeweile drückt, wie da außerhalb ihrer Gastereyen und Spieltische, mit Ausnahme der politischen Kannegießereien, eine beständige Hungersnot von Ideen herrscht, und wie diese guten kleinen Leute dann weiter nichts aufbringt und rühret, als was zuweilen durch ihre Straßen fährt, und was sie etwa gewahr werden, indem einer dem andern vom Morgen bis zum Abend in die Fenster schielt.

Aber eben diese Wenigkeit von Ideen giebt allem, was auf die Leidenschaften eines solchen kleinen Völkleins wirket, desto mehr Feuer und Leben. Erscheinungen und Begebenheiten, an die in großen Städten niemand denkt, oder an denen beynahe niemand Teil nimmt, erschüttern in kleinen Städten Dienstmädchen und Damen am höchsten Range, Schuster und Schneider und Herren vom Senat. Der Zünder zum Enthusiasmus liegt in allen Menschen; aber wer es nicht erfahren hat, kann kaum begreifen, wie viele kleine Dinge in kleinen Städten zünden.

Johann Georg Zimmermann.

..... Feinde und Leute die man haßt, vergißt man in großen Städten, weil man sie nicht sieht, oder nicht sehen muß, wenn man sie nicht sehen will. In kleinen Städten hat man den ganzen Pack immer auf dem Halse; und nagt dann selbst Jahr aus und ein an diesem Pack. Eine alte und sehr gottselige Frau versicherte mir einst in einer sehr kleinen Stadt in der Schweiz: Sie sage nichts gegen alle die bösen Leute in dieser Stadt, denn sie seyen unverbesserlich; aber es ärgere sie, daß sie müsse mit ihnen auferstehen. (Aus dem II. Bd.)

* * *

Gut schreibt man nie, wenn man nicht durch einen innern Ruf getrieben ist zum schreiben, wenn man nicht die glücklichen Minuten ablauert, in welchen der Kopf helle ist, und das Herz warm. Man muß erwecket seyn durch lebhafteres Anschauen, erhöhet durch edlere Gesinnungen, gestählt durch Nichtachtung der Hindernisse; dann wird man alles gewaltig anfassen, aber auch sorgsam seine Gedanken auslesen, und seine Worte ausbilden. Dann frägt man sich selbst nicht mehr: soll ich schreiben oder nicht? man muß schreiben; und fiele auch Hauswesen, Familie, Liebe der Freunde, Gunst der großen, Alles, darüber zu Trümmern.

(Aus dem III. Bd.)

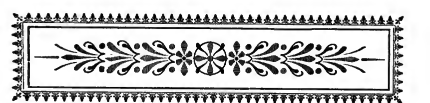
* * *

Oft blickte ich im Frühling in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmer des Wohnsitzes Rudolfs von Habsburg auf dem Rücken eines waldichten Berges unter allem möglichen Grün sich erheben. Ich sah zu wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzet, und dann wieder ruhig und langsam durch die schönen Auen sich schlängelt, indem ihr von einer andern Seite der Reuß, und weiter unten die Limmat zufließen, und friedsam sich mit ihr vereinigen. In dem schönen blumichten Vorgrund, sah ich die königliche Einsamkeit, wo die Gebeine Kaiser Albrechts des ersten, und so vieler fürstlicher Personen des Hauses Oesterreich, und so vieler von den Schweizern erschlagener deutscher Fürsten, Grafen, Ritter, und Edler, in klösterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die große Stadt Vindonissa stand, und die Ruinen, auf denen ich so oft, in stiller Betrachtung,

über die Vergänglichkeit menschlicher Größe saß. Im fernsten Gesichtskreise hinter dieser herrlichen Gegend erhuben sich anmutige Hügel, alte Schlösser und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen diesen großen Szenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich stand, über die Weinberge herab, tief zu meinen Füßen auf meine kleine reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus und auf jedes Fenster in meinem Hause. Wenn ich dieß alles sah, fühlte, überdachte, und verglich, dann sprach ich zu mir selbst: Ach warum ward doch meine Seele so enge, mitten unter so vielen Veranlassungen zu großen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Winter so trübe? Warum hatte ich da so viele Langeweile, so viel Unlust, so viel Gram; da ich doch itzt, bey dieser schönen Aussicht, nichts empfinde als Liebe und Ruhe, und alle schiefen Urteile verzeihe und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine, hier zu meinen Füßen zusammengepreßte Häuflein von Menschen, so unruhig, so uneinig? Warum lebt da manche gute Seele so verscheucht? Warum ist da der Regierende so groß, und der Regierte so klein? Warum ist da so wenig Freyheit, Keckheit und Selbstgefühl? Warum ist da der eine so stolz, und der andere so demütig und zerschlagen? Warum ist da, bey so vieler angebohrner Gleichheit, so viel Stolz und so viel Neid da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat, und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zusammen vereinen in einen Gesang zum Lobe unsers Schöpfers? Dann stieg ich immer vergnügt und friedsam von meinem Berge herab, machte den Regenten meiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt diese selige Stimmung der Seele, bis ich wieder die schönen Berge, und das lachende Thal, und die friedsamen Vögel, unter den Menschen vergaß. (Aus dem IV. Bd.)



Johann Georg Zimmermann.



Heinrich Pestalozzi

geboren in Zürich den 12. Jänner 1746,
gestorben in Brugg den 17. Hornung 1827.

Retter der Armen im Neuhof.

Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud.

Zu Stans Vater der Waisen.

Zu Burgdorf und Münchenbuchsee
Gründer der Volksschule.

In Yverdon Erzieher der Menschheit.

Mensch, Christ, Bürger.

Alles für andere, für sich nichts.

Segen seinem Namen!

(Inschrift auf dem Grabstein zu Birr und dem Denkmal zu Yverdon, verfaßt von Augustin Keller 1846.)

Heinrich Pestalozzi.

Der Untervogt Hummel und der Teufel.*

Aus Lienhard und Gertrud I. Teil.

„Lienhard und Gertrud“ ist 1781—1787 im Aargau auf dem Neuhof entstanden, wo Pestalozzi als Landwirt, Erzieher der Armen und Schriftsteller 30 Jahre seines Lebens zugebracht hat (1768—98). Das berühmte Volksbuch schildert z. T. Persönlichkeiten und Zustände dieser Gegend.

Frau: Wohin, wohin willst du in der stockfinstern Nacht?

Vogt: Ich geh, ich geh und grabe den Stein aus.

Frau: Um Gotteswillen, thu doch das nicht!

Vogt: Es muß sein! Es muß sein! Ich gehe.

Frau: Es ist stockfinster, es geht nach den zwölfen und wir sind in der Charwoche, wo der Teufel sonst alle Gewalt hat.

Vogt: Hat er das Roß, so mag er den Zaum auch! Gib mir die Flasche! — Ich gehe.

Schnell nimmt er Pickel, Karst und Schaufel, wirft alles wild auf die Achsel und eilt im tiefen Dunkel der Nacht auf den Berg, seinem Herrn den Markstein zu versetzen. Rausch, Rache und Wut machen ihn kühn. Doch, wo er ein Scheinholz erblickt, oder einen Hasen sich regen hört, steht er einen Augenblick still, eilt dann wütend weiter, bis er beim Markstein ist. Da hackt und schaufelt er um denselben, schnaubend und eilig wie ein Mörder, der seinem Toten ein Loch gräbt.

Aber plötzlich erschreckt ihn ein Geräusch. Ein schwarzer Mann kommt hinter dem Gebüsch hervor und auf ihn zu. Um den Mann ist's hell in der finstern Nacht und Feuer brennt auf seinem Kopf. Das ist der Teufel leibhaftig, ruft der Vogt, läßt Pickel, Karst und Schaufel, Hut, Tabakpfeife und alles zurück, flieht und heult entsetzlich.

Es war Christof, der Hühnerträger von Arnheim, der in Hirzau, Lunkhoffen und andern Orten Eier aufgekauft und nun auf seinem Heimweg begriffen war. Er trug auf seinem Korb

* Der Untervogt und Wirt Hummel hat unter dem alten Junker v. Arnheim in Bonnal unbeschränkt schalten und walten können. Er mißbraucht diese Macht in der schlimmsten Weise. Entsetzliche sittliche und ökonomische Verkommenheit fast des ganzen Dorfes ist die Folge. Der neue Junker, Arner v. Arnheim, erkennt den verderblichen Einfluß seines Untervogtes und will ihn eindämmen. Er läßt Hummel die Wahl, entweder auf die Vogtstelle oder das Wirtshaus zu verzichten. Im Zorn darüber will der Vogt den Junker durch Versetzen eines Marksteines an seinem Eigentum schädigen. Was ihm dabei begegnet, erzählt der ausgewählte Abschnitt.

Heinrich Pestalozzi.

das Fell einer schwarzen Ziege und hatte eine Laterne daran hängen, den Weg über den Berg zu finden, denn es war stockfinster. Dieser hört das Karsten und Schaufeln, meint, es sei ein Gespenst, denn auch er war, wie die andern Bauern, darauf erzogen und gelehrt, daß in der Mitternachtsstunde im Wald niemand schaufle und karste als der Teufel. Er weiß eine Weile nicht, ob er vor oder hinter sich will, da hört er den Vogt husten. Er kennt ihn und läuft auf ihn zu. Dieser aber sieht das Feuer auf seinem Kopf und das schwarze Fell im Dunkel des Waldes, erschrickt, hält den Mann für den Teufel und flieht heulend davon. Der Hühnerträger, der das sieht, sagt zu sich selber: Dem verfluchten Buben will ich Hitz machen. Er stellt seinen Korb ab, nimmt Pickel, Karst, Schaufel und seinen mit Eisen beschlagenen Knotenstock, schleppt alles hintereinander den Feldweg hinunter, daß es fürchterlich rasselt, und ruft mit hohler, heulender Stimme: Oh—Ah—Uh— Hummel! Oh—Ah—Uh— du bist — mein — Vogt. W—art Hu—Hu—mel — du bist mein. — Der arme Vogt läuft, was er vermag, und schreit erbärmlich: Mordio und Helfio! Wächter, der Teufel nimmt mich! Und der Hühnerträger immer hintendrein: Oh—Ah—Uh—Vogt, du bist mein, V—ogt! —

Der Wächter hört das Laufen und Rufen vom Berg, versteht alle Worte, klopft einigen Nachbarn am Fenster: Steht doch auf, Nachbarn, ruft er, steht auf! Horcht, wie es am Berg geht! Es ist, als wenn der Teufel den Vogt nehmen wolle. Hört doch, wie er Mordio und Helfio ruft, und er ist doch, weiß Gott, bei seiner Frau daheim. Es ist noch keine Stunde, ich habe ihn gesehen. Die Nachbarn standen auf, hörten das Geschrei vom Berg, segneten sich und wußten eine Weile nicht, was sie thun wollten. Da aber etwa ihrer zehn beisammen waren, beschlossen sie, sie wollten alle, mit dem Windlicht und mit Gewehr wohl versehen, dem Geschrei entgegen gehen, auch frisches Brot, den Psalter, Salz und das Testament in Sack nehmen, damit ihnen der Teufel nichts anhaben könne.

Die Vögtin, die in Todesangst wartete, wie es ihm bei dem Markstein gehen werde, hört den Lärm um ihr Haus. Die Männer mit dem Windlicht und mit Gewehren halten dabei still; sie wollen wissen, ob ihr Mann zu Haus ist. Herr Jesus, was wollt ihr? ruft sie zum Fenster hinaus. Dein Mann soll herunter kommen, antworten sie. Er ist nicht bei Haus, erwidert die Frau, aber

Herr Jesus, was wollt ihr? Dann ist's eben schlimm, wenn er nicht bei Haus ist, sagen die Männer. Horch, wie er Mordio und Helfio schreit und wie der Teufel ihm nachläuft! Wie unsinnig läuft die Vögtin die Treppe hinunter und vor ihnen allen voraus gegen den Berg.

Aber der Hühnerträger, der jetzt das Volk und das Windlicht sich nähern sieht, auch des Vogt's Hund jämmerlich heulen hört, kehrt wieder zu seinem Korb und seiner Laterne zurück, packt seine Beute auf, lacht der Narren unten am Berg und setzt seinen Weg weiter fort. Die Männer mit dem Windlichte gehen immer langsamer, sie fürchten sich immer mehr. Nur Kunz, ein junger Mann, läuft ihnen vor mit der Vögtin und merkt, da er näher kommt, daß es eben nicht der Teufel sein möchte, der dem Vogt nachgelaufen war. Er faßt den keuchenden Mann ziemlich unsanft beim Arm und sagt ihm: Was ist das? Warum thust auch so unsinnig? O, o, laß mich, Teufel! Laß mich, schreit der Vogt erbärmlich. Du Narr, ich bin nicht der Teufel, ich bin Kunz, dein Nachbar, und da kommt deine Frau. Bist du Kunz? sagt jener und faßt ihn bei den Händen so fest, wie wenn er sich an ihn anklammern wollte.

Jetzt kommt das Windlicht. Der Vogt meint auch, das sei der Teufel und fängt wieder an zu schreien. Jetzt sind die Nachbarn auch da; sie sehen behutsam umher, wo etwa der Teufel stecken möchte. Der mit dem Windlichte zündet in die Höhe, ob er etwa in der Luft herumfliege, dann auf den Boden und auf alle vier Seiten. Auch steckt hie und da einer seine rechte Hand in die linke Tasche zum Brot und Psalter. Der Teufel zeigt sich nirgends, sie fangen an Mut zu fassen. Einige ziehen allmählich die rechte Hand wieder aus der linken Tasche. Andre sagen: Er hat Brot gerochen und den Psalter. Du armer Tropf! sagen einige, wie bist du auch so unglücklich! Andere fangen gar an zu scherzen und einer von ihnen fragt ihn: Hat er dich mit den Klauen zerkratzt oder mit den Füßen getreten, daß du so blutest? Aber die andern hießen ihn schweigen. Auf der Stätte des Teufels, sagen sie, ist nicht der Ort zum Scherzen. Ja, ja, denk nur ein jeder an die gräßliche Stimme, die wir alle gehört. Behüt einem Gott vor der Hölle, wenn es darin so tönt! Ihnen widerspricht Kunz. Ich bin bei weitem nicht eurer Meinung, sagt er. Mir ahnt, ein Wilddieb oder ein Harzer habe den Vogt und uns alle

geäfft, und es ist mir leid, daß ich ihm nicht nachgelaufen bin. Aber der Vogt that wie ein Narr und klammerte mir seine Finger in's Fleisch, daß ich wohl blieb. Die Bauern antworteten ihm: Kunz, Kunz! Was hast du da für eine Meinung! Hundert Menschenstimmen könnten nicht so fürchterlich machen. Es ging einem durch Mark und Bein. Viele sagten, ihre Knie seien jetzt noch wie zerschlagen, und der Eisenwagen, wenn er mit 30 Zentnern den Berg hinab fahre, töne nicht so, wie es jetzt in ihren Ohren gerasselt. Ich will euch nicht widersprechen, erwidert Kunz, es schauerte mich auch; aber das laß ich mir nicht ausreden, daß ich jemand, sobald ich nahe beim Vogt war, weg und den Berg hinauf laufen gehört. Meinst du, der Teufel könne nicht auch laufen, daß man ihn hört? sagen die Bauern und Kunz ließ es gelten, aber er zweifelte dennoch.

Wenn die Sturmglocke geläutet hätte und das halbe Dorf in Flammen gestanden wäre, könnte der Lärm nicht größer sein. Selbst die Kranken sind auf den Beinen und Kinder, die um keinen Kuchen des Nachts vor die Thür hinausgehen, hängen jetzt den Müttern an die Röcke und laufen, den Vogt zu sehen. Alles glaubt, der Teufel habe ihn nehmen wollen. Viele meinen, er habe ihn aus seinem Hause genommen und bis auf den Berg getragen. Einer erzählt dem andern, wie die Männer, die zuerst dagewesen, den Teufel noch leibhaftig gesehen und den Vogt unter seinen Klauen weggenommen haben, wie man dem Sperber eine Taube, die er schon halb gefressen, unter den Klauen wegnimmt. Er selber zittert wie ein Laub am Wind. Da er heim kommt, ist sein erstes Wort, daß man an allen Ecken Lichter anzünde, so viel als da seien. Dann bittet er die Nachbarn, daß sie doch bei ihm bleiben bis an den Morgen.

Sie blieben gern und rieten ihm, den Doktor Triefaug kommen zu lassen, der weit und breit berühmt sei in Sachen, von denen man nicht mit jedermann reden dürfe. Er schickt schnell zu ihm, aber der Doktor war im Rausch eingeschlafen und es ging eine Weile, ehe er den Bericht von dem schrecklichen Vorfall vollends verstand und, mit allem versehen, sich auf den Weg machte.

Im Pfarrhaus dagegen war man bald wach. Man wußte eine Weile nicht, was der Lärm bedeute und vermutete Feuer. Endlich kam der Wächter, die Stunden zu rufen und berichtete

den Vorfall, wie er ihn glaubte. Aber der Pfarrer von Bonal war gar nicht ein Mann, der an einen Teufel glaubte, der die bösen Untervögte in der Mitternachtsstunde verkreble, er hatte zu viele unverkrebelt herum gehen sehen. Aber er eilte dennoch ins Wirtshaus und hoffte, ob er gleich in seinem Leben mit Gott und der Wahrheit nichts an diesem Mann ausgerichtet, so sei es vielleicht jetzt doch möglich, daß er seine Teufelsfurcht etwa dazu brauchen könne, etwas mit ihm auszurichten. Sobald er kam, verschwanden die Weinkrüge auf allen Tischen. Sie glaubten alle wie ans Evangelium, daß es der Teufel gewesen, auch der Vogt dachte nichts anders. Ich sah ihn, ich sah ihn, sagte er: Es war ein großes schwarzes Tier, es stand aufrecht auf den hintern Beinen wie ein Mensch und brannte zwischen den Hörnern auf dem schwarzen Kopf. So ist er mir nachgelaufen bis unten an den Berg.

Der Pfarrer widersprach ihm nicht. Das machte ihn zutraulich, daß er nach einer Viertelstunde mit ihm redete, wie wenn er den Triefaug vor sich hätte und zu ihm sagte: Wenn ihr doch auch etwas wisset, das mich vom Teufel losmachen kann, so sagt es mir auch. Der Pfarrer antwortete ihm nicht geradezu, aber er verdoppelte die Aufmerksamkeit auf seinen Zustand so weit, daß er ihm selber das stockende Blut von dem verkratzten Kopf mit wohlriechendem Wasser abwusch.

Aber der Vogt fuhr fort, ihn immer um Rat und Hilfe gegen den Teufel zu bitten. Der Pfarrer merkte wohl, daß er von Räuchern, Bannen und dergleichen Sachen Hilfe erwarte und antwortete ihm: Gehet doch jetzt schlafen! Wenn ihr ausgeruht, so kann man dann eher darüber mit euch reden. Aber der Vogt erwiderte: Mein Gott, Herr Pfarrer, ich kann nicht schlafen und keine Ruhe finden, bis ich vom Teufel sicher bin; und wiederholte dann immer seine Bitte. In Gottes Namen, sagt endlich der Pfarrer, wenn ihr sonst keine Ruhe findet, so will ich mit euch beten und euch dann die Wahrheit sagen.

Nachdem er mit ihm gebetet, nimmt er ihn noch einmal bei der Hand und sagt ihm: Ich fürchte auch jetzt noch, ihr werdet die Wahrheit nicht mit Willen annehmen, wenn ich euch sie sage; aber in Gottes Namen, ich thue es. Dann sagte er ihm: Ihr werdet nicht eher vom Teufel los, bis ihr dem armen Rudi seine Wiese wieder zurückgegeben und dem elenden Wüst, so viel an euch ist, die Qualen seines Meineides gelindert habt. Ein Spieler,

der sein Hab und Gut auf eine Karte setzt und sie eben verliert, starrt nicht stärker, als jetzt der Vogt. Er erwartete Hilfe von Zauberkünsten und hört jetzt das! Er vergißt einen Augenblick den Teufel, der ihn nehmen wollen, und denkt nur: Die Wiese — die Wiese — was soll meine Wiese mit dem Teufel? Ich habe sie ja mit Urteil und Recht, sagt er, und meine einmal, was einer über zehn Jahre unter des Amtmanns Siegel besitze, das gehe den Teufel nichts an. Aber der Pfarrer ließ ihm aus dem Urteil und Recht und aus des Amtmanns Siegel nichts gehen. Das alles, sagt er, hilft für eine andere Welt und gegen den Teufel so viel, als ein alter Kalender.

Er schont jetzt nicht mehr; er hält ihm sein Leben, sein gestriges Zittern beim Nachtmahl und die Abscheulichkeit seiner Mittagsstunde vor. Das macht ihm so bang, daß er plötzlich ausruft: O Jesus, Jesus, ich weiß nun, woher der Teufel diese Gewalt über mich hat. Es überfallen ihn jetzt alle Schrecken des Nachtmahles und des heutigen Tages. Die Kraft des Räucherns und Bannens verschwindet aus seinem Sinn. Er vergißt den Triefaug. Des Amtmanns Siegel ist ihm nicht mehr gut für die Erlösung vom Teufel. Er zittert und will vor Angst den Rudi gern zufrieden stellen, daß er ihn nicht etwa noch verfluche. Es ist wahr, schreit er jetzt plötzlich, es ist ein Meineid! Die Wiese gehört ihm! Aber kaum ist ihm das Wort aus dem Munde, so setzt er wieder hinzu: Es ist doch schrecklich! Könnte man nicht wenigstens mit dem Rudi einen Auskauf treffen, daß er zufrieden sei und ich nicht alles verliere?

Aber der Pfarrer versteht den Auskauf so wenig als sein übriges Schlangenwinden um die Wiese. Er gängelt ihn von neuem an dem Faden der Teufelsfurcht und sagt: Als Dieb von der halben Wiese wirst du so wenig vom Teufel los, als wenn du sie ganz behältst. Mit einem Wort, er bringt ihn dahin, daß er sich unter Schluchzen und Weinen entschließt. In Gottes Namen, sagt er, wenns nicht anders sein kann, so will ich sie ihm eben lassen; so teuer hat doch gewiß seit hundert Jahren niemand seine Seele kaufen müssen. Die Wiese ist mehr als fünftausend Gulden wert.

Auch dieses Wort ließ ihm der Pfarrer nicht gehen; er handelte nicht mit ihm um den Preis, er fährt vielmehr fort und fragt ihn jetzt: Aber was habet ihr doch in der Mitternachtstund

auf dem Berg tun wollen? Um Gotteswillen, erwidert der Vogt, fragt mich doch das nicht; wenn ich das noch sagen muß, so ist meines Elends kein Maß und kein Ziel. Um Gotteswillen, habt doch Mitleiden mit mir! Der Pfarrer antwortete ihm: Armer Mann! Der Junker wird euch das gewiß fragen. O, mein Gott, mein Gott! ruft der Vogt, was ich auch für ein elender Tropf bin! Er redet jetzt wie ein Verwirrter: Ich habe ihn ja nicht ausgegraben, er steht ja noch da! — Das macht dem guten Pfarrer bang; er meint, er sei fast zu weit gegangen und bittet ihn, doch jetzt ruhig zu sein, er mute ihm nicht zu, etwas zu sagen, das er nicht von Herzen gern tue. Aber der Vogt fährt fort: Ich habe Karst, Pickel, Schaufel und was weiß ich was dabei gelassen. Wenn ich schon auch nichts sage, so kommt's mir doch aus. Auf dieses sagt der Pfarrer: Wenn das ist, und es doch sonst auskommt, so ist es doch besser, ihr sagt es mir; ich kann euch wenigstens auch etwas raten. Der Vogt bekennt jetzt: Ich habe dem Junker einen Markstein versetzen wollen.

Pfarrer: Mein Gott und mein Heiland! Dem guten, lieben Junker?

Vogt: Er hat mich rasend gemacht, daß er mir das Wirtsrecht oder den Vogtdienst hat nehmen wollen.

Pfarrer: Er hätte euch einen Ersatz gegeben, wenn ihr ihn dafür gebeten hättet.

Vogt: Ist das auch wahr?

Pfarrer: Ganz gewiß, er hat es selber dem Weibel gesagt. Der Vogt stützt den Kopf auf beide Hände, schluchzt, weint und sagt: Wenn ich auch dies gewußt hätte! Der gottlose Bub hätte mit einem einzigen Wort dem ganzen Unglück vorbiegen können. Der Pfarrer entschuldigt den Weibel, er habe nicht voraussehen können, was begegnet. Der Vogt antwortet: O, ihr kennet diesen Teufel von Schadenfreude nicht. Ich weiß, er mag mir alles gönnen. Wenn er nur auch nicht statt meiner Vogt wird, meinethalben werde es sonst wer will! Aber der Pfarrer führt ihn vom Weibel weg wieder so nahe zu sich selber, daß er ihn, ehe er fort ging, noch bat, er solle doch auch ein Fürwort für ihn einlegen, daß er nicht gehenkt werde. Der gute Pfarrer blieb bis gegen vier Uhr.

Der Triefaug wartete in eines Nachbars Haus und sobald er fort ist, kommt dann dieser. Das erste, was er tut, ist dieses:

er fordert Kirschenwasser. Ich bin so durstig, sagt er, daß ich im Reden nicht fortkomme. Dann packt er seinen Kram aus, und sowie dem Vogt der Geruch seiner Allermanns Harnischwurzel und seiner Windpulver in die Nase steigt, so vergißt er den Pfarrer und glaubt wieder an die Wirkung des Räucherns und Bannens und an den Triefaug. Aber dieser will, ehe er etwas vornimmt, zuerst wissen, was der Pfarrer mit ihm geredet; es könnte, sagte er, danach sein, daß er mir meine ganze Arbeit verderben würde. Da erzählte der Vogt, wie er ihm mit dem Teufel angst gemacht und ihn dahin gebracht, daß er ihm bekannt, er habe des Rudis Wiese mit Unrecht. O du Thor, erwidert der Triefaug, daß du auch das tun mögen, das hilft dir wider den Teufel weniger als eine alte Katz. Hast du nicht auch denken können, ich habe andre Mittel wider den Teufel als dergleichen? Denn, fuhr er fort, es sind alles nur Schulerbubensachen, was die Geistlichen darüber wissen. Es hat keiner mehr den Petersschlüssel zum Lösen und zum Binden, als etwa hier und dort ein Kapuziner.

So redet er; dann nimmt er sein Werk vor. Er schabt ihm die Fußsohlen und die Fingerspitzen. Er zählt Haare, die er ihm auf der Scheitel ausrauft und legt sie ihm kreuzweise übereinander. Er zündet den Finger eines ungetauften Kindes mit Holz an, das er in der Mitternachtsstunde vom Galgen gestohlen. Er legt unter die First und unter die Rinnen an alle vier Ecken Sachen, die er niemanden zeigt. Ihn selber bindet er auf dem Fell eines alten Affen auf ein Kreuz und reibt ihn unter den Armen und um den Nabel mit stinkenden Sachen, auch hängt er ihm vorn und hinten Bündel, räuchert die Stube und braucht noch Zauberwort, Besen und Asche.

Dann trinkt er von neuem, sich wieder zu stärken und geht dann zu der Vögtin. Man mußte sie von dem Berg heimführen und im Augenblick ins Bett legen, so sehr hatte ihr der Schrecken zugesetzt. Sie wollte ihm klagen, wo ihr auch fehle, aber er antwortete ihr: es wäre schlimm, wenn ich es nicht besser wüßte, als du. Dann prahlt er, wie er Prinzen und Pfaffen kuriert, denen ihre Doktores, die viel tausend Gulden Einkünfte haben, das Leben rund abgesprochen hatten und verspricht ihr, mit seinen Himmelstropfen innert zwei mal vierundzwanzig Stunden sicher zu helfen. Sie werden feuern wie der höllische Teufel, sagt er,

aber das schadet nichts, wenn es einmal durchgebrochen, so kommt es dann schon gut.

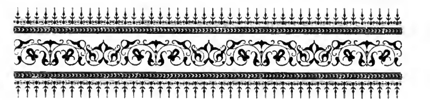
Diese Tropfen hießen unter seinem Großvater Henkerstropfen und sind seit hundert Jahren für Menschen und Vieh unter diesem Namen gebraucht worden. Als aber sein Vater ehrlich gemacht wurde, wollten sie die Tropfen auch ehrlich taufen und gaben ihnen den Namen Himmelstropfen. Dennoch nannten sie die meisten Leute noch Henkerstropfen, aber es mußte ein jeder zwei Batzen mehr für die Tropfen bezahlen, wenn er sie unter dem Namen Henkerstropfen forderte. Denn des Triefaugen Haus hielt sorgfältig auf seinen gekauften Vorzug und auf seinen Pergamentbrief. Dieses in Ordnung ließ sich Triefaug einen Schinken sieden und alten Wein bringen, denn er sprach: Dem Maul des Ochsen, der pflügt, sollst keinen Korb anlegen!

Indessen berechnete der Vogt mit dem Kopf über die Glutpfanne den großen Verlust, den er in dieser Nacht erlitten. Der Rauch des Windpulvers und der Harnischwurzel über der Glut erhitzten ihn, daß er jetzt den Pfarrer verwünscht und fast anfängt zu rasen, daß er ihn um die Wiese gebracht. Wäre er nur zu Hause geblieben, der verdammte Pfaffe, sagt er, wer hat ihn gerufen? Ich hätte jetzt meine Wiese noch; und vor dem Teufel wäre mir nicht mehr bange, der Rauch und diese Pulver sind hinlängliche Hilfe wider ihn. Aber plötzlich ändert sich sein Sinn. Es klopft jemand an die Türe. Der Vogt meint, sie holen ihn ins Gefängnis. O mein Gott, sagt er jetzt, wenn er mir nur noch Wort hält und macht, daß sie mich nicht aufknüpfen.

Es war jemand, der nach dem Triefaug fragte, ich weiß nicht, ob eine Kuh rote Milch gab, eine Sau nicht fressen wollte oder ein Mensch in bösen Wind gekommen war. Einmal es tat not. Triefaug aß schnell das Beste, das auf dem Tische stand und gab dem Vogt noch einen Schwarzkünstlerrat und eilte fort.



Heinrich Pestalozzi.



Franz Xaver Bronner

wurde 1758 zu Höchstädt an der Donau geboren und war zuerst Benediktinermönch in Donauwörth. Er entfloh aus dem Kloster, kam nach Basel und Zürich, kehrte nach wenigen Jahren nach Augsburg in ein Kloster zurück, ergriff aber zum zweiten Mal die Flucht und wurde 1803 Lehrer an der Kantonsschule in Aaran. 1830 wurde er Archivar und Kantonsbibliothekar und starb 1850. Er schrieb Idyllen und Erzählungen nach Geßners Vorbild und verfaßte historische Arbeiten.

Das Bächlein.

(Aus „Frühere Fischergedichte und Erzählungen.")

Hier, liebes kleines Bächlein im engen ruhigen Thale, von hohen Linden und Eschen beschattet! Hier an dein blumiges Bord will ich mich setzen, und froh seyn! Andere mögen im leichten Kahne den majestätisch rauschenden Strom beschiffen, oder auf weitem See mit schwellendem Segel einherfahren, und sich freuen, wenn Hütten und Wälder und Hügel unter der spiegelnden Oberfläche hängen. Mir seyest du, Bächlein, Vergnügen jetzt und Lust, rein wie deine Silberfluthen, und süß, wie der frische Labetrunk, welchen du dürstenden Wanderern zollst. Hier an dein blumiges Bord will ich mich setzen, und froh seyn! Der reinliche Stein da unten, mit sanftem Moose bewachsen, mag mir zum Schämel dienen. Aber sieh, fast ist es Schade, daß mein Fuß ein ganzes kleines Mooswäldchen, wie von winzigen immergrünen Fichtenbäumchen zertritt, und so manches schöne Kräutchen unter meinem Lager zerknickt wird.

Welch ein Reichthum zahlloser Schönheiten hier am fruchtbaren Gestade! Gelbe honigreiche Schlüsselblümchen, und röthliche Glöcklein, und himmelblaue Vergißmeinnichtchen schmücken, mit lieblich abstechenden Farben, das tiefe Grün der dichtstehenden üppig-

genährten Gewächse; und wo die schwarze Erde sichtbar wird, da kriechen kleine künstlich gestreifte Schnecklein, oder dunkelgrünes Epheu umgürtet den leicht zerlockernden Sandboden. Kleine Mücken schwärmen über dem Wasser, und tanzen, und trinken die unendlich dünnen emporfliegenden Dünste. Die schön gezeichnete Eidere lauert begierig auf sie, und verschlingt mit schneller Zunge die näherkommende Beute, wie ein Wirbel im Strome schwimmende Rosenblättchen verschlingt. Kleine Vögel baden sich am Strande, schütteln feuchten Staub vom struppigen Gefieder, und trocknen sich im Sonnenschein. — Aber was umschwirret mich so? Ey, du bist kühn, sorglose Bachstelze, daß du mir so nahe am Kopfe vorüberfliegst! Sahst du etwa die langbeinigen Schnacken schweben, die dort auf trocknen Steinchen ruhen, und suchest sie dir zur Speise, so wie ich mir Fische zur Speise suche? Warum fängst du die Mücke nicht, die dort auf dem schwimmenden Laube sitzt? Wie sie stolz in kleinen Wirbeln darauf fortschiffet, und den glänzenden Federbusch kämmt, und die Bläschen anstaunt, die am Rande des leichten Fahrzeugs verpuffen! Jetzt entfliegt sie, die summende Schwärmerinn, leicht, wie ein Stäubchen vom Winde getragen! Wende dich dorthin, du kleine Stolze, wo sich auf dem wankenden Grashalm die funkelnd blaue Wasserlibelle wiegt, und ihre zwey großen Gitteraugen, und ihre schönen Netzflügel in zitternden Wellchen besieht; dann wirst du dich schämen, wie sich die hoffärtige blasse Buhlerinn schämt, wenn sie an meinem sittsamen rosenwangigen Mädchen vorübergeht. O sie muß, sie muß sich schämen! Denn mein Mädchen ist schön, wie die Morgenröthe im May, aufblühend wie die junge volle Rosenknospe, und rein wie die unberührte Lilie in der Wildniß. Seit sie mir erröthend ihr warmes, weiches Händchen bot, und mit sanftem Drücken alle meine Nervchen beben machte; seitdem singt mir jeder Waldvogel schöner, jede Blüthe riecht mir angenehmer, und jedes kühle Lüftchen fächelt mich freundlicher. O Lina, meine Empfindungen sind sanft, wie dein Blick; mein Vergnügen ist rein, wie die Silberfluthen dieses Bächleins, süß, wie sein frischer Labetrunk dem lechzenden Wanderer, und unendlich mannigfaltig, wie die Natur.

❧

Franz Xaver Bronner.

Wunsch.

(Aus „Neue Fischergedichte und Erzählungen.“)

Ich wollt', ich wär' ein kleiner Fisch,
Der kleinste in der See,
Und schwämm' auf meiner Nina Tisch
In einer Tasse Thee;
Und schwämme still und ungesehn
Im Milchgewölk' umher,
Und könnte mich wollüstig drehn
Und wälzen — kreuz und quer!

Dann brächte sie mit leichter Hand,
Mit Fingern, weich und rund,
Mich Zitternden am Tassenrand
Zu ihrem Purpurmund:
Dann — o wie süße! würde mich
Ihr Schlürfen an sich ziehn,
Ich dürfte küssen, schmiegen mich
An Rosenlippen hin!

Ein sanftes Kitzeln thät' ihr hier
Mein frohes Daseyn kund.
Betroffen zöge sie mit mir
Die Tasse weg vom Mund.
Dann hüpft' ich auf das Halstuch los,
Und hüpft' auf weicher Brust,
Und rollt' ihr in den warmen Schoos,
Und stärbe da vor Lust.



Franz Xaver Bronner.

Heinrich Zschokke.

Geboren am 22. März 1771 in Magdeburg. Kam 1795 in die Schweiz und übernahm nach kurzem Aufenthalt in Zürich und Bern die Leitung der Erziehungsanstalt Reichenau bei Chur, machte sich während der Revolutionswirren in verschiedenen politischen Missionen um sein neues Vaterland Helvetien verdient, zog sich 1802 in Aarau ins Privatleben zurück und entfaltete nun eine reiche literarische Wirksamkeit als Verfasser von Erzählungen, Dramen, historischen und religiösen Schriften. Er starb am 27. Juni 1848. Die Gesamtausgabe seiner Werke umfaßt 35 Bände. 1894 wurde dem großen Patrioten, Dichter und Lehrer seines Volkes, in Aarau ein Standbild errichtet.

An die Schweiz.

(Am Murtner Seeufer 1796.)

Dir weih'n, Helvetia,
Die Völker fern und nah,
Hochheil'gen Lohn.
Gott hat in Majestät,
Dir im Gebirg erhöht,
Auf daß er nie vergeht,
Der Freiheit Tron.

Vom ew'gen Alpenkranz
Strahlet dein Silberglanz
Auf Land und Meer.
Hell leuchte fort und fort,
Verfolgter Unschuld Port,
Der Freien letzter Hort,
Freundlich umher!

Wie aus des Gletschers Dom
Du sendest Strom an Strom
Den Ländern zu;
So, was die Menschheit ehrt,
Spend' in der Weisen Wert,
Spend' in der Tapfern Schwert
Den Völkern du.

Heinrich Zschokke.

Hier sind Gebirg und Tal
Den Deinen allzumal
Ein Friedensreich;
Hier lehren Fürsten ein,
Um sich der Lust zu freu'n,
Mit Menschen Mensch zu sein,
An Rechten gleich.

Wie hell ob dunkler Nacht,
In gold'ner Abendpracht,
Dein Aarhorn schwebt:
So strahle rein und frei,
Wenn Nacht der Barbarei
Die neue Sklaverei
Die Welt begräbt.

Beitrag zur Statistik vom Aargau.

(Aarau 1812.)

Will jemand den freundlichen Aargau bereisen,
Er findet wohl vieles zu sehn und zu preisen:
In Straßen sind offen, doch länger als breit;
Von Wirthaus zu Wirtshaus die Wege nie weit.

In Städten und Dörfern sind rüstige Leute,
Sie wären gern reicher, die Töchter gern Bräute;
Man schätzet das Alter, besonders am Wein,
Doch soll es nicht also von Jungfrauen sein.

Umkränzet von Hügeln sind fruchtbare Auen
Voll fröhlicher Hirten und Herden zu schauen;
Die Welt hat zwar Rindvieh wohl über Gebühr,
Doch Aargauer Matten, die sieht man nur hier.

Und Wälder wehn lustig in Tälern und Höhen,
Nie fehlt es an Jägern, wohl öfters an Rehen,
Doch tanzen auch Hasen die Kreuz und die Quer,
Und Lüchse und Füchse zweibeinig umher.

Die Berge zwar tragen nicht silberne Hauben
Vom ewigen Eise, doch bringen sie Trauben.
Und Kenner versichern, der Aargauer Wein,
Begeisternder soll er als Gletscherschnee sein.

Viel pflegen gen Windisch und Habsburg zu wallen,
Man hat an den reisenden Gästen gefallen;
Doch kommen bei Tausend mit klingendem Spiel,
Ihr Herren, das scheint uns der Ehre zu viel.

Heinrich Zschokke.

Von Königin Agnes und Königesfelden,
Sonst wär hier Kloster, wär' Vieles zu melden.
Jetzt sperrt man, statt Nonnen, die Narren hinein;
Doch wahrlich nicht alle, es wäre zu klein.

Im heilenden Wasser zu Schinznach und Baden
Genesen die Kranken von mancherlei Schaden;
Nur macht es die alten Gesichter nicht neu,
Und Laffen vom Sparren im Kopfe nicht frei.

Wir könnten hier wahrlich noch großes erzählen:
Doch trocknen vom Loben und Preisen die Kehlen.
Es lebe der Aargau und wer ihn bewohnt!
Kein freundlicher Ländchen ist unter dem Mond.



Aus der „Selbstschau“.

Der Frühling des Jahres 1802 war erschienen. Ich sehnte mich recht sehr nach jener Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel, die mich einst in Reichenau beglückt hatte. Doch, nach Graubünden zurück lockte mich einstweilen noch kein Gelüst. Denn dort waren nun beide kämpfenden Parteien, Sieger wie Besiegte, während der Staatsumwälzungen und Empörungen, und Kriege zwischen Franzosen, Oestreichern, Russen, dem gemeinschaftlichen Unglück unterlegen; jede nun tief gebeugt, und jede der andern die Schuld der allgemeinen Zerstörung beimessend. Durft' ich da ein freundliches Gesicht erwarten? Ich zog vor, mich in einer anmutigen Landschaft des Kantons Aargau anzukaufen, wo ich unbekannt wohnen und dem wilden, aber fruchtlosen Gezänke politischer Fraktionen fern stehen könnte. Noch einmal, beim Abschiede, bat ich den guten Reding, im Einverständnis mit den einsichtsvollsten und redlichsten Häuptern jeder Partei, Versöhnung aller zu versuchen, und durch Ausgleichung ihrer gegenwärtigen Forderungen, gegenseitiges Vertrauen und innern Frieden des Vaterlandes herzustellen. Allerdings fand ich selber die Aufgabe schwierig; er sie unmöglich. Er wähnte sich auf den Willen des ganzen Schweizervolkes stützen zu können, den er nicht kannte.

Ich verließ mit trauriger Ahnung ihn, und bald darauf Bern. — Kleist und Wieland begleiteten mich auf der Fußwanderung nach Aarau. Wir wählten eben nicht den nächsten Weg. Man mag sich leicht das ergötzliche Umherfahren der drei jungen Poeten vorstellen, die überall Paradiese und Wüsten, Göttinnen

und Ungeheuer sahn, wo sie kein anderes Auge fand. Es war das Herumschwärmen von Schmetterlingen, die der winterlichen Verpuppung eben entschlüpft, über Wiesen gaukeln, von jeder Blume gelockt, von keiner gehalten.

In Aarau hatt' ich das Glück, einen ehrwürdigen Freund, den ehemaligen Senator Rudolf Meier, zu besitzen. Es war derselbe verdienstvolle Greis, welcher, auf seine Kosten, die Schweiz jahrelang von Geometern und Malern hatte bereisen, und dann den bekannten Atlas der Schweiz anfertigen lassen; den ersten von diesem Gebirgslande. Er und seine Gemahlin standen mir, zur Erfüllung meiner Wünsche, treulich mit Rat und Tat bei. Ich mietete vorläufig das unbewohnt stehende Schloß Biberstein; kaum eine Stunde Wegs von Aarau entlegen; einst ein Sitz der Johanniter-Ritter, dann der bernischen Landvögte; damals Staatseigentum.

Hier, am Fuße des Juragebirges, welches über Schloß und Dorf seinen Felsengipfel, die Gysulaflue, bei 3000 Fuß hoch, malerisch aufstreckt, gedacht ich in tiefster Eingezogenheit, das Ende der politischen Unruhen und Umtriebe zu erwarten. Hier wollt' ich, neben Studien der Physik, Chemie, Geognosie, Botanik, des Forstwesens, und, der Himmel weiß, welches Wissenswürdigen allen, dichten, philosophieren; der Freieste und in sich Glücklichste der Sterblichen sein. Ich ließ das obere Stockwerk des Schlosses bequem herstellen, für mich, meinen Bedienten und einen treuen Pudelhund; drunten ins Erdgeschoß den obrigkeitlichen Schaffner, mit seiner zahlreichen Familie, einziehen, um neben der Verwaltung von Staatsgütern auch die Bedürfnisse meiner kleinen Haushaltung zu besorgen. Ein Gärtchen und dabei, auf dem Felsen über dem Aarestrom, ein heiteres Kabinet, mit weiter Fernsicht durch das anmutige Thalgelände und dessen Dörfer, Burgen, Höfe, und aufschwellende Hügel bis zum zackigen Silbersaum der Gletscher und Firnen am Horizont, verliehen meinem Pathmos den höchsten Reiz.

Den höchsten sollt' ich ihn freilich nicht nennen! Noch Anderes war, das die altertümliche Burg zum Feenschloß umwandelte. Denn kaum ein Viertelstündchen von Biberstein, erhob sich ein einsamer Hügel, und darauf eine Kirche und das Pfarrhaus für zwei abgelegene Dörfer. Da wohnte der greise Seelsorger derselben, Pfarrer Nüsperli, mit seiner liebenswürdigen Familie. Und, als das liebenswürdigste derselben, galt, in jedermanns Augen, ein Mädchen von 16 Frühlingen; es war selber das frischeste Frühlingsbild, Nanny genannt. Man sagt, gute Ehen sind im Himmel

geschlossen; ich glaube selbst daran, und recht gern. Denn dasselbe Engelsköpfchen, welches ich hier zum ersten Male zu bewundern glaubte, hatte mich früher schon einmal durch seine Anmut überrascht, nicht im Traum; aber flüchtig und vergessen, wie ein Traum.

Als ich zu Basel eines Tages, in Begleitung meiner Chasseurs (Bürgersöhnen aus den besten Familien der Stadt), durch die Straßen ritt, bemerkt' ich mehrere Frauenzimmer an einigen Fenstern zusammengedrängt, neugierig, ihren jungen Regierungsstatthalter zu sehen. Indem ich dankbar für schmeichelnde Aufmerksamkeit, und wohl ebenso neugierig, wie die Schönen, grüßend zu ihnen hinaufblickte, nahm ich das Unschuldsgesicht einer jugendlichen Gestalt wahr, die mir wert schien, eine von denen zu sein, welche Raphaels Madonnen geflügelt zu umschweben pflegen. Mir that die Strenge des Wohlanstandes leid, welche nicht erlaubte, unter den Fenstern der Damen Halt zu machen, was auch meinem kriegerischen Geleit gewiß nicht ungelegen gewesen sein würde. Kaum einige Schritte vorüber, ward die Eine unser Gespräch. Aber keiner kannte sie. Sie mußte eine Fremde sein. Der Genuß des Augenblicks war, wie mancher andere, verschwunden und vergessen.

Während der ersten Tage aber, nach meiner Ankunft in Aarau, hatte man mich in ein Konzert geführt. An solchem Orte gönnt man wohl auch, wie den Ohren, so den Augen ein stilles Konzert. Ich musterte die Blumenflor der versammelten Schönen durch alle Reihen. Doch nur an einer einzigen dieser Blumen blieb mein Blick behangen, zweifelnd, ob sie eine halberschlossene Rosenknospe, oder eine Blüte aus Eden, sei? Das Letzte gewann die höchste Wahrscheinlichkeit. „Wer ist sie?“ fragt' ich einen der Nachbarn. „Die Tochter des Pfarrers von Kirchberg!“ lautete die Antwort. Ich erinnerte mich dunkel dieses Geistlichen. Er hatte mich einst in Basel besucht. Natürlich kannt' ich keine dringendere Pflicht, als ihm den Besuch, sobald als möglich zu erwidern.

So sah ich die „Blüte aus Eden“ wieder; aber, in ihrer Wohnung, irdischer; aber schöner; in häuslicher Einfachheit, schmucklos, geschäftig umherflatternd. Mir ahnete nicht, daß ich hier abermals das Unschuldsgesichtchen von Basel bewundere. Ich erfuhr es erst lange nachher, und von ihm selbst. Mit sehr unruhigem Herzen verließ ich das Pfarrhaus und dachte: „Gefährliche Nachbarschaft für einen Nachfahren der Johanniter-Ritter!“ Mir träumte nicht, daß Nanny bald ähnliches denken würde, wenn sie den Blick, vom Kirchhügel, auf Biberstein warf.

Heinrich Zschokke.



Karl Rudolf Tanner.

Karl Rudolf Tanner wurde 1794 in Leutwil als Sohn eines Pfarrers geboren, studierte in Göttingen und Heidelberg Jurisprudenz, ließ sich 1819 als Fürsprech in Aarau nieder und wurde 1832 ins aargauische Obergericht gewählt, dem er bis zu seinem Tod 1849 angehörte. Als Mitglied des Großen Rates seines Heimatkantons, sowie als Gesandter bei der Tagsatzung (1831 und 32) verfocht er die Interessen der freisinnigen Partei, welche „die Erhebung des Gesamtvaterlandes über die untergeordneten Interessen der Einzelstaaten" erstrebte. Seine Gedichte hat Tanner zum ersten Mal im Jahre 1826 gesammelt und herausgegeben; seither wurden sie mehrmals neu aufgelegt.

Frühlingsbildchen.

I.

Was summst du Bienlein, mir um's Haupt?
O laß mich, Wilde, ungeplagt!
Dein Blütchen hab' ich nicht geraubt,
Das sich — das erste, vorgewagt.
Sieh dort nun zwei schon, sie sind dein,
Und bald wird Blühens Fülle sein.

II.

Den Frühlingsnebel preis' ich frei!
Bang schreckt er dich mit Herbstes-Nacht,
Als sänk' in's Grab die Blütenpracht;
Doch eh' dem Schmerz du nachgedacht,
Durchbebet schon ihn Lenzesmacht
Bei Klängen süßer Waldschalmei.
Aus Finsternissen rieselt Tau,
Aus Finsternissen steigt das Blau,
Und wie der Vorhang in sich fällt,
Glänzt, Licht an Licht, die Blumenwelt,
Als ob auf Erden Himmel sei.

❦

Waldeseinsamkeit.

1. Das wäre Waldeseinsamkeit? —
Der Hain durchspielt von Sonnenschein, —
Dies Flüstern, Säuseln weit und breit, —
Dies Lichterhüpfen aus und ein, —
Das wäre Waldeseinsamkeit?

2. Das wäre Waldeseinsamkeit? —
Dies Sumsen, Flattern über's Moos, —
Der Vögel heller Wettestreit,
Der rings erschallt aus grünem Schoß,
Das wäre Waldeseinsamkeit?

3. Willkommen mir, o Einsamkeit,
Du süße Einsamkeit im Wald!
Wie wohl wird mir doch allezeit, —
Wie flieht die Traurigkeit so bald
In trauter Waldeseinsamkeit!

Nachtfriede.

1. Selig, wie in regem Schiffe,
Schwebt der Mond den Fluß entlang
In der Wasser dunkeln Gang
Legt er goldne Rudergriffe.

2. Und die Wasser, im Entwallen,
Murmeln, horchend meinem Flehn:
Die in unsern Frieden sehn,
Friede, Friede ihnen Allen!

Aus den „Gedenksprüchen an Frauen".

Das stille Klare,
Das Ruhigtreue
Ist das ewig Wahre,
Ist das ewig Neue.

Das Gerede der Wellen.

Eine Welle sagt zur andern:
Ach! wie rasch ist dieses Wandern!'
Und die zweite sagt zur dritten:
Kurz gelebt ist kurz gelitten!

Der Wunsch am Quell.

Bis hinab in's Herz der Quelle
Glänzt auf Moosgrund Sonnenhelle,
Möchte auch in Seelengründen
Sich der Strahl des Licht's entzünden,
Daß daraus die Lebenswelle
Als ein Himmelsnachglanz schwelle.

Karl Rudolf Tanner.

Abraham Em. Fröhlich.

A. E. Fröhlich, geb. am 1. Februar 1796 in Brugg, studierte Theologie, bekleidete nach der Ordination zunächst eine Lehrstelle an der Bezirksschule Brugg und wurde 1827 als Professor für deutsche Sprache und Litteratur an die aargauische Kantonsschule gewählt. Da er aber in der „Neuen Aargauer Zeitung" leidenschaftlich den 1830 in unserm Kanton zur Herrschaft gelangten Freisinn bekämpfte, so wurde er 1835 nicht wieder gewählt. Auch für die Wahl zum Pfarrer von Kirchberg versagte die Regierung die Bestätigung.

„In unserm Freistaat darf frei denken jedermann,
Doch denkt er nicht wie wir, so denken wir ihm dran!"

spottete der Gemaßregelte, dem 1836 allerdings die Genugtuung zu Teil wurde, daß ihn die Gemeinde Aarau zum Rektor der Bezirksschule ernannte. In dieser Stellung verblieb nun Fröhlich bis zu seinem Tode am 1. Dezember 1865. Zweimal noch machte er seiner Erbitterung über die neuen Zustände Luft, 1844 im jungen Deutschmichel und 1850 in den Reimsprüchen über Kirche und Staat. 1853 gab er seine gesammelten Werke heraus.

Turnen.

„Schwing mir die Buben und schwing mir sie stark!"
Ruft dem Winde der Wald;
„Klagen sie gleich in müdem Gestöhn,
Laß mir nicht ab sobald.
Also nur wurzelt ihr Fuß, und mit Mark
Füllet sich Arm und Brust;
Und sie wachsen zu stolzen Höhn,
Mir eine Herzenslust.
Denn ich hasse die Zwergenart,
So die sumpfige Kluft
Eingewindelt vor Wetter bewahrt
Immer in Stubenluft.
Fahl und kahl in des Frühlings Saft
Hat schon ein Lüftchen sie umgerafft."

Abraham Em. Fröhlich.

Brausköpfe.

Es tun die jungen Bäume bald
Gar stürmisch, kömmt der Wind in Wald.
Sie schlagen Köpf' an Köpfe hart;
Auch Hand und Arm wird nicht gespart.
Wann tiefer ihre Wurzeln gehen,
Der Kopf geworden ist ein Haupt,
Hält derlei keiner mehr erlaubt;
Sie bieten, bricht der Sturm ins Land,
Einander dann wohl Arm und Hand,
Um sicher, edel, dazustehn.

Erziehung.

Kirschen blühen wieder,
Dornen selbst daneben,
Und auf nackte Reben
Sehn sie höhnend nieder.
— — — — — —
Nun die Armen weinen,
Ruft die Sonn': „Ihr Kleinen
Sollt mir nicht verzagen!
Wer noch späten Tagen
Segen will erteilen
Darf nichts übereilen."

Wiederfinden.

„O du lieblicher Geselle,"
Sprachen Blumen zu der Welle,
„Eile doch nicht von der Stelle!"

Aber jene sagt dawider:
„Ich muß in die Lande nieder
Weithin auf des Stromes Pfaden
Mich im Meere jung zu baden.
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niedertauen."

Abraham Em. Fröhlich.

Religionen.

Ihre Stern', die ewig jungen,
Hält die Sonne reg' erschwungen;
Und sie wandeln sacht und schneller,
Nah und fern und matt und heller
Ihre Bahnen sonder Wanken.

Und ein jeder singt mit Danken:
Göttliche, du mir geboren,
Mich hast du dir auserkoren,
Mir stets gehst du auf und unter,
Wiegst mich ein und machst mich munter,
Streust mir Lenz und Herbst herunter,
Mir hast du in Himmelsferne
Angezündt die kleinen Sterne.

❦

Still-Leben.

Das Bächlein singt so vor sich hin:
„Ich habe gleich vergnügten Sinn,
Und wenn ich auch ein Strom nicht bin,
Der siegreich Felsgebirge zwingt,
Der hundert Landen Segen bringt,
Und dem des Ruhmes Lied erklingt.
Der Welt Getümmel stört mich nicht,
Der Wettersturm empört mich nicht,
Und Ruhm und Glanz betört mich nicht.

Ich gehe langsam meinen Schritt
Und Glück und Ruhe wandeln mit,
Das Tälchen grünt von meinem Tritt;
Ein Blümchen hier, das zu mir winkt,
Ein Lamm, das aus der Hand mir trinkt,
Ein Sternlein dort, das niederblinkt!
Die Vöglein musizieren mir,
Und mit einander singen wir:
O blieb' ich, Tälchen, stets bei dir!"

❦

Abraham Em. Fröhlich.

Zions-Nachtwächter.

Der Adler sprach von seiner Wonne:
hineinzuschauen in die Sonne.
Den heißen Staub aus niedern Pfaden
in Alpenlüften abzubaden.

Der Uhu, welcher dieses hört,
fühlt hart im Glauben sich gestört,
und predigt seiner Eulgemein:
„Der Adler muß ein Ketzer sein,
er würde sonst in unsern Weisen
der Wälder heil'ges Dunkel preisen
des Frommen Wohnung bei der Gruft!“

„Ja,“ sagt der Aar, „das heißt beweisen!
Ich laß dir deinen Uhuglauben,
den meinen kannst du mir nicht rauben!“
und flog empor zur Himmelsluft.

Die dummen Jungen.

Die Hähnchen streiten
Ob einem Korn
In großem Zorn,
Und schimpfen endlich
Sich beider Seiten.
Jetzt unabwendlich
Ist, daß man fechte
Für Ehr' und Rechte;
Sie ziehn von Leder;
Es stäubt die Feder.
Sie sind verwundet,
An Ehr' gesundet,
Und fressen wieder
Zusammen bieder.

Abraham Em. Fröhlich.

Angebückte.

„Füllen“, sagt mit schiefem Maul
Der im Rad ergraute Gaul,
„Laß dein Jauchzen und dein Springen,
Willst du unsre Gunst erringen.
Sieh den Esel, wie bescheiden,
Und wie still er auf den Weiden
Sich Gedörn und Disteln pflückt,
Welche wir ihm übrig ließen,
Und wie dankbar im Genießen
Er sich uns in Demut bückt.
Deinem frechen Uebermut
Ist das Gras nicht einmal gut;“

„Und du fühlest dich beglückt“,
Sagt das Füllen, „wenn die Tröpfe
Vor dir senken ihre Köpfe?“

Wallfahrtslied.

Frommer Sinn
Zieht uns hin
In des Landes Heiligtümer,
In die stillen Siegskapellen,
An geweihte Seeeswellen,
Auf der Berge letzte Trümmer.
Und wir bringen Dank und Ruhm
Dort dem Schweizerheldentum.

Rein in Glut
Flammt der Mut,
Wandeln wir in diesen Gründen,
Wo die heiligen Gestalten,
Siegeszüge unsrer Alten,
Rings begegnen und verkünden:
„Söhne, wahret, stark und gut,
Eurem Stamme freies Blut!“

Und befreit,
Gott geweiht
Wie an Stätten ew'ger Gnade,
Kommen wir aus Alpenmatten,
Reinen Lüften, grünen Schatten,
Auf der Freiheit Segenspfade!
Und des heilgen Landes Glück
Bringen wir mit uns zurück.

Abraham Em. Fröhlich.

Weihnacht.

Hell in meine Kammer bricht
Glockensang und Sternenlicht
Durch die tiefe Mitternacht:
Widerklang aus jener Ferne,
Widerschein von jenem Sterne,
Der ob Jesu Krippe wacht.

Herdenklingen, Blumenduft,
Tiefen Südens laue Luft
Fernher aus dem Morgenland,
Wo umwallt von edlen Palmen
Wo umschallt von Engel-Psalmen,
Unsers Heilands Wiege stand,

Unsers Heilands, der aus Jammer,
Aus der engen dunkeln Kammer,
Aus dem Lande schneebedrückt,
Auf des Lichts, des Sanges Pfade
An die seligen Gestade
Die erwachte Seel' entrückt.

Ach, es ist nicht mehr das Alte.

Daß ich selten mit euch halte,
Da, wo Scherz und Lieder gelten,
Und ich lieber einsam bin:
Ach es ist nicht mehr das Alte,
Und ich bin in andern Welten,
Ueberm Grabe ist mein Sinn.

Und wenn wieder mit ich halte,
Und euch Scherz und Lied erhellten,
Seht ihr, daß ich ferne bin;
Denn es ist nicht mehr das Alte,
Und ich bin in andern Welten,
Ueberm Grabe ist mein Sinn.

Deren Stimme liebreich schallte,
Dessen Lieder mich erhellten,
Sie und er sind mir dahin.
Und wie laut die Freude walte,
Ich bin fern in andern Welten,
Ueberm Grabe ist mein Sinn.



Abraham Em. Fröhlich.



Chorherr Philipp Saxer.

Philipp Saxer wurde im Jahr 1800 in Sarmenstorf geboren, studierte in Luzern und Landshut Theologie, wirkte von 1825 bis 1835 als Lehrer an der Sekundarschule in Laufenburg und bekleidete später das Amt eines Pfarrers in Künten-Sulz (1836—39), in Wislikofen im Bezirk Zurzach (1839—1856) und in Würenlingen (1856—67). Im Sommer des Jahres 1867 wurde er vom Regierungsrat zum Ehren-Chorherrn am Kollegiatstift zur hl. Verena in Zurzach ernannt. Hier starb er im folgenden Jahre. Seine Gedichte wurden 1870 von einem Freunde des Verstorbenen, dem Stiftsprobst und Domkapitular Johann Huber, herausgegeben. Verlag von J. J. Christen in Aarau.

Aus den „Neujahrsgaben“.

Geld, Lust und Ehre sind nur Schein,
Sie enden schnell mit Schmerzen.
Das wahre Glück erblüht allein
In einem frommen Herzen.

Dem Tät'gen hilft das Glück, das wandelbar,
Dem Frommen Gott, der ewig fest und wahr; —
Drum mußt du, um ein bleibend Glück zu finden,
Die Tätigkeit mit frommem Sinn verbinden.

◇

Neujahrssonne.

Bald strahlt die Sonn' am Firmament,
Bald hüllt in Dunkel sie sich ein; —
Wohl dem, der eine Sonne kennt,
Die immer glänzt mit hellem Schein;
Die ewig rein und unverhüllt
Mit sel'ger Lust das Herz erfüllt.

❦

Das fliegende Blatt.

Es kömmt ein Papierblatt weiß und blank,
Noch völlig unbeschrieben;
Dem spielenden Winde freundlichen Dank,
Der mir's hat zugetrieben!

Jetzt schreib' ich drauf ein gutes Wort,
Und geb es wieder dem Winde,
Vertrauend, daß einen guten Ort
Fern oder nah es finde.

Es fliegt hinab und fliegt hinauf
Und fliegt herüber, hinüber.
Ein müder Wandrer fängt es im Lauf,
Schnell gleitet sein Blick darüber.

„Der Wind und das Blatt und der Wanderer
„Wird nicht vom Zufall geführet;
„Es wohnt in den Höhen ein Anderer,
„Dem Dank für die Leitung gebühret

„Er führet durch Stürme und durch die Nacht
„Dem Frieden, dem Licht entgegen.
„Je mehr das Leben uns Leid gebracht,
„So herrlicher blüht uns der Segen."

So liest der Wandrer, es hebt sich sein Herz,
Und sein Auge wird wieder heiter,
Und hoffend blickt er himmelwärts
Und geht seines Weges weiter.



Chorherr Philipp Saxer.



Luise Egloff.

L. Egloff, „die blinde Naturdichterin", wurde am 14. Februar 1802 in Baden geboren, wo ihre Eltern als Besitzer des Hotels Stadthof lebten. Mit 3 Jahren verlor Luise das Augenlicht; auch den berühmtesten der damaligen Augenärzte gelang es nicht, ihr dasselbe wieder zu geben. Doch mit heiterer Ergebung trug in der Folge die Dulderin ihr Schicksal und fand Trost für den herben Verlust in Dichtkunst und Musik. Am 3. Januar 1834 wurde sie von der Erde abgerufen. Ihre anspruchslosen Gedichte, die Erzeugnisse eines liebenswürdigen Gemütes, wurden 1823 von Freundeshand herausgegeben. 1843 besorgte Edward Dorer eine zweite vermehrte Auflage.

Sehnsucht nach Licht.

Du schönes Licht, das alles rings erhellt,
Dem alle Blicke freudig sich erschließen,
Mit Harfenton will ich dich fromm begrüßen,
Wenn auch kein Strahl in meine Augen fällt.

Die Blume hebt ihr Aug zu dir empor,
In bunter Pracht erglänzen rings die Auen:
Du schönes Licht, ich kann dich nimmerschauen,
Da sich mein Blick in ew'ge Nacht verlor.

In Nacht gehüllt, soll sich am Sonnenschein,
Am Abendglanz, am blauen Himmelsbogen,
Wie an des heitern Feuers goldnen Wogen,
Am Sternenchor mein Auge nie erfreu'n!

O Kerkernacht, die hier mein Aug umschließt!
Nicht Menschenkraft löst deine Zaubersiegel
Nur dann zerbricht des Schicksals Demantriegel,
Wenn mir der Tod die Wange bleich geküßt.

Luise Egloff.

Dort, wo sich jede Nebelwolke bricht,
Im ew'gen Osten, an des Lichtes Quelle,
Da wird das Auge, da die Seele helle.
Wie sehn' ich mich empor, empor zum Licht!

Pfingsten.

Geist des Wahren, Geist des Guten,
Gieße deine reinen Gluten
In das gramerfüllte Herz!
Laß dein Licht uns tröstend leuchten,
Und den Blick, den tränenfeuchten,
Ziehe gläubig himmelwärts!

Geist des Edlen, Geist des Schönen,
Hauche du in zarten Tönen,
Höh're Lebenslust uns ein!
Lehr' uns du nach Weisheit trachten,
Lehr' uns allen Tand verachten,
Daß wir uns von ihm befrei'n!

Geist der Eintracht, Geist der Liebe,
Wahre in dem Weltgetriebe
Uns den frommen Christensinn!
Daß vor Fehlern unsrer Brüder
Wir die Augen senken nieder
Und vor eignen tief erglühn.

Geist der Güte, Geist der Milde,
Pflanze, hebe, nähre, bilde
Tugend stets in unsrer Brust!
Alles Guten, alles Wahren,
Alles Schönen, alles Klaren
Sind durch sie wir erst bewußt.

Hehrer Geist, von Gott gesendet,
Der die besten Gaben spendet,
Bei uns allen weile du!
Leit' uns durch das Tal der Mängel,
Bis wir als verklärte Engel
Selig stehn am Ziel der Ruh!

Luise Egloff.

Das Vater unser.

O Schöpfer, deine gnadenvolle Liebe
Erhebt den Geist, veredelt unsre Triebe!
Gieb, daß wir dich mit Ehrfurcht Vater nennen
Und dich erkennen!

Geheiligt werde deines Namens Größe!
Wir bitten dich, o guter Vater, flöße
Empfindung deiner Huld in unsre Herzen
Auch unter Schmerzen!

Laß uns, o großer Schöpfer, nie vergessen,
Daß du uns jenseits Freuden zugemessen;
In deinem Reich laß einst uns Ruhe finden
Den Gram verschwinden!

Getreu erfüllen Engel deinen Willen;
Laß uns auf Erden ihn wie sie erfüllen
Schwingst du auch über uns die Vaterrute,
Du willst das Gute.

Gib heut uns Brod, still unsre Erdensorgen:
Ein dunkler Schleier hält es uns verborgen,
Wie lang das Lebenslicht uns leuchten werde
Auf dieser Erde!

Barmherziger, vergib uns unsre Sünden!
Wir können niemals deine Huld ergründen;
Doch laß uns auch des Bruders Schuld vergeben
Und für ihn leben.

Hilf unsern Seelen in Versuchung siegen!
Laß uns im Kampf dem Bösen nie erliegen!
O möchte uns die Tugend immer schmücken
Und sanft beglücken!

Erlös' uns von den Leiden dieses Lebens!
Nie hoffen wir auf deine Huld vergebens;
Nur du allein kannst unsre Tränen stillen
Durch deinen Willen.

Wer auf dich hofft, den läßt du nicht verzagen,
Und wenn uns auch die größten Leiden plagen,
So preisen wir doch deinen großen Namen
Und rufen: Amen!



Luise Egloff.





Augustin Keller

wurde am 11. November 1805 in Sarmenstorf geboren. Er war zuerst Seminardirektor in Wettingen, später Regierungsrat, und gehörte auch der Bundesversammlung an. Das große Werk seines Lebens war die Aufhebung der aargauischen Klöster. 1870 wurde er das Haupt der altkatholischen Bewegung im Aargau. Er starb am 8. Januar 1883 in Lenzburg. 1889 wurde im Rathausgarten in Aarau seine Büste enthüllt. Im gleichen Jahr erschienen in Hubers Verlag in Frauenfeld seine „Gedichte".

Niklaus Thut.

Im Jahr 1386.

Gen Sempach zog für Oestreichs Macht
Zofingens Fähnlein in die Schlacht;
Das Fähnlein aber trug mit Mut
Voran der Schultheiß Niklaus Thut.

Bald war mit Schwert und Hallepart
Ihr Horst um Leopold geschart;
Bald standen sie zum heißen Streit
Im grünen Wiesengrund gereiht.

Bald brachte aus des Waldes Nacht
Der Feind die wilde Männerschlacht;
Bald schien dem Adel, felsgekeilt,
Glorreich schon gar der Sieg ereilt.

Da kam der Eidgenossen Heil,
Struth Winkelried, und brach den Keil;
Er sprang in Oestreichs Speerwald ein
Und riß den Seinen Bahn darein.

Und wie ein Blitz fuhr wettergleich
Der Tod ins Herz von Oesterreich;
Und Eich' auf Eiche schlug er hin,
Kein Schild, kein Panzer hemmte ihn.

Und selbst der Herzog, hochgemut,
Sank sterbend in sein junges Blut;
Doch in des Kampfes höchster Glut
Stand immer noch der Schultheiß Thut.

Er stand als wie ein Riesenturm
Und hielt sein Fähnlein fest im Sturm;
Und um ihn, trotzend jeder Fahr,
Stritt leugleich seine treue Schar.

Doch alles wankt zuletzt und fällt,
Er steht von allen losgeschält;
Da trifft der grimme Tod auch ihn,
Er stöhnt und stürzt aufs Fähnlein hin.

Und röchelnd reißt er's noch vom Schaft,
Zu retten es der Bürgerschaft;
Die ziehet bald wehklagend aus,
Holt ihre Toten still nach Haus.

Man fand die ganze treue Schar
Gefällt, wo sie gestanden war;
Der Schultheiß lag im Blut gesumpft,
Das Schwert bis an die Faust gestumpft;

Und in der Linken hielt, mit Kraft
Gefäustet, er des Panners Schaft;
Allein das Panner war nicht dran,
Das teure Panner mißte man.

So werden sie nach Haus geführt
Und schlicht mit Kreuz und Kranz geziert;
Man trägt mit Sang und Glockenklang
Sie Mann für Mann die Stadt entlang.

Man stellt sie all' im Totenhaus
Zu öffentlichen Ehren aus;
Und klagend wiederhallt's im Chor,
Daß Haupt und Panner man verlor.

Drauf hielt der Weibel treu die Nacht
Bei seinem Schultheiß Leichenwacht;
Der schlief auf seiner Totenbahr
So schön in seinem grauen Haar.

Er sah den Herren weinend an,
Von dem er so viel Lieb's empfahn;
Er strich den Bart ihm aus dem Mund,
Auf daß er ihn noch küssen kunnt.

Augustin Keller.

Da nahm er, siehe — wunderbar,
Im blassen Mund ein Tüchlein wahr;
Er faßt es an, er zieht's hervor,
Er schaut es an, er hält's empor.

Er ruft, als er das Wappen sah:
„Glück auf, das Panner ist noch da!
„Gesungen werd's in Spruch und Reim:
„Der Schultheiß bracht's im Munde heim!“

Sogleich vernahm von Tor zu Tor
Die frohe Kunde jedes Ohr;
Erstaunend lief die Stadt herbei,
Und pries des Pannerherren Treu.

Und noch erzählt sich's Jung und Alt,
Daß jeder treu des Amtes walt',
Und ob er hoch, ob niedrig steh',
Wie Niklaus Thut zum Fähnlein seh'.

Das ewige Licht.

Im Kranze dunkler Bäume
Ruht Birrwil an der Halde,
Schaut heiter in die Lande
Aus seinem grünen Walde.

Der blaue See danieden,
Er spiegelt das Gelände,
Mit Wald und Feld und Matten
Und all dem Fleiß der Hände.

Das Kirchlein schimmert ferne
Hinaus in weite Gauen;
Es läßt mit hellen Fenstern
Den Chor gen Morgen schauen.

Und in den Fenstern brennen
Der Wappen Farbenspiele,
Der Breitenlandenberge
Und derer von Hallwile.

Die Kirchen und die Kirchlein,
Sie schauen gern gen Morgen;
Drein haben fromm die Alten
Den tiefen Sinn verborgen:

„Aus Osten bringt die Sonne
„Den Wesen Licht und Leben,
„Von da uns auch der Himmel
„Des Glaubens Heil gegeben."

Nun mähten Sohn und Vater
Beim frühen Morgensterne,
Gen Bettwil auf der Höhe,
Am andern Ufer ferne.

„Sieh, Vater", sprach der Knabe,
„Wie glänzt im Morgenflore
„Das Ew'ge Licht so helle
„Zu Birrwil dort im Chore!"

Dem Vater geht's zu Herzen,
Er denkt an alte Zeiten.
Er sprach: „Ach nein, mein Lieber
„Laß anders dich bedeuten!

„Dort brennt kein Licht von Oele
„Schon seit dreihundert Jahren,
„Wo unsre frommen Väter
„Noch eines Glaubens waren.

„Das sind des Himmels Strahlen,
„Die in die Fenster zünden;
„So ist in jeder Kirche
„Ein „Ewig Licht" zu finden."



Augustin Keller.

Emil Zschokke.

Geboren 1808 zu Aarau als zweiter Sohn Heinrich Zschokke's; studierte, nachdem er neben wissenschaftlichen Vorstudien den Beruf eines Zinngießers erlernt, Theologie in Berlin bei Schleiermacher und Neander, wurde Vikar in Kirchberg und Zofingen, 1832 Pfarrer in Lausen; beteiligte sich am Aufstand der Landschaft gegen Basel; wirkte bei der Ausgestaltung des neuen Kantons mit und ward 1838 nach Liestal berufen; 1845 Pfarrer in Kulm, 1849–1886 Pfarrer in Aarau. Umfassende Tätigkeit auf dem Gebiete der Erziehung und der Gemeinnützigkeit. Gestorben 1889; Werke: 1850 Fortsetzung von H. Zschokke's Schweizergeschichte; 1850 Herausgabe von H. Zschokke's Gedichten „Feldblumen". 1853 Geschichte der Entstehung des Kantons Aargau. 1868—70 Der heilige Gral (erschienen 1872); 1870—73 Revision der Stunden der Andacht. 1861 und 1886 Geschichte der Gesellschaft für vaterländische Kultur im Aargau. 1884 die Waisen von Stans. 1886 Gedichte (in R. Webers Schweizer. Nat.-Bibliothek). 1868—1888 Poetische Jugendfestprogramme.

Schweizerfreiheit.

Freiheit, heil'ge Alpenrose
An der hohen Bergeswand,
Blühe stets als stachellose
Blume unserm Schweizerland!
Ob der hoffnungsgrünen Ranke
Strahlt dein Kelch voll Himmelsglut
Wie ein ewiger Gedanke,
Der im Menschenherzen ruht!

Freiheit, wunderschöne Rose,
Die als Leuchte weithin flammt,
Du bist aus dem Mutterschooße
Eines Felsgebirgs entstammt!
Auch ein Volk, das treu erfunden,
Wenn's den Gott des Himmels ehrt,
Steht in großen Schicksalsstunden
Stark wie Fels, der Väter wert!

Emil Zschokke.

Freiheit, edle Alpenrose,
Tiefgewurzelt, unentwegt,
Ob auch ringsum Sturmgetose
Wild an unſ're Berge ſchlägt!
Eine Zeugin ſollſt du werden
Wider alle Tyrannei,
Daß der Freiheit hier auf Erden
Eine Zuflucht offen ſei!

Die Weltbeherrscher.

I.

Es ſchlug die Tagwacht in dem Lager von Boulogne,
Noch lang bevor das Frühgold durch die Dämm'rung brach.
Kommandorufe flogen bis zum letzten Poſten,
Und brauſendes Getümmel übertönte weithin
Des Meeres ew'gen Anprall an die Felſenufer.
Doch nicht zur Schlacht der Wogen oder Menſchen ging's.
Die Bruſt des Oceanes wogte fröhlich atmend,
Und feſtlich klang der Völkerſtröme Jubel,
Heut gilt es nur des Kriegs Vergötterung!

Als nun des Tages Klarheit ſtrahlend aufgegangen,
Erſtrahlte hell auch das Gefild vom Waffenglanz.
Die Schaaren zogen aus zur großen Heeresſchau;
Voran die Adler mit dem Blitz in ihren Krallen,
Vor deſſen Drohen bebt der ganze Kontinent.
Solch' ſtolze Macht und ſolchen Siegesmeiſter
Hat nie die Welt geſeh'n ſeit hohem Altertum.
Nur England, England, die vom Meer umzäunte Feſte,
Und ſtärker noch durch ſeiner Freiheit Schild,
Nur England hat noch nicht dem trotzigen Geſetze
Des großen Weltbezwingers ſeine Stirn gebeugt.

Zur frühen Stunde trat aus ſeinem Hauptquartiere
Zu Pont du Brique auch der Kaiſerheld hervor;
— Kein Sultan hauste je in reicherm Prachtgezelte. —
Er ſchwang ſich in den Sattel des Araberhengſtes;
Ihm nach in Gold und Eiſen ſchimmernd ein Kometenſchweif
Berühmter Generäle und erlauchter Fürſten.
Wie funkelt's auf der Bruſt von Kreuzen und von Sternen;
Wie flackern hoch im Wind die weißen Federbüſche!
Und wo entlang ſie jagten an der weiten Linie,
Ward gleich erkannt am Zweiſpitzhut und grauen Rock
Der Kleine Caporal, und hunderttauſendſtimmig
Erſcholl der Willkomms-Donner: „Vive l'Empereur!"

Emil Zschokke.

Er schwoll lawinenartig an auf Meilenrunde,
Bis nur ein einz'ger Schrei erfüllte Land und Meer,
Und selbst die Feldmusik von zwanzig Regimentern
Und all' der Feuerschlünde Jauchzen übertäubt ward.

In Mitte auf des Blachfelds steigender Terrasse
Ragt hoch die Kaiserbühne mit dem gold'nen Thron,
Vom Purpurbaldachin beschattet und von Fahnen,
Trophäen aus so mancher Siegesschlacht, umkränzt.
Stolz über ihnen wehte Frankreichs Oriflamme,
Die Herrscherin bezwungener Vasallen.
Der Cäsar stieg die Stufen raschen Schritts hinan.
Er grüßte weder rechts noch links und achtet's kaum,
Daß die Balkone, mit dem Hermelin geschmückt,
Als Gärten eines edeln Damenflores prangten.
Lang stand er schweigend da, verschränkt die Arme,
Auf höchster Menschheitszinne wie in Wolken einsam;
Ein Gott, in seiner Allgewalt sich selbst genug.
Sein Auge forschte brennend durch den weiten Plan,
Hinaus zu jenen Ringen seines tapfern Heeres,
Auf dessen Bajonneten sich das Schicksal wiegte;
Und zu den Batterien an dem Uferrand,
Bereit, auf jeden Feind, der sich verwegen nahte,
Die Todeswetter der Vulkane auszuspei'n;
Und weiterhin auf's Erntefeld der blauen See,
Wo seine Flotte eine Riesensichel bildet.
Wer diese ungezählten Wimpel fliegen sah
An jedem Mast, an jeder Raae, mochte wähnen,
Bald sei nun auch die letzte Garbe eingeheimst.
Ja, selbst der Himmel schien dem mächt'gen Erdensohne
Sein Wohlgefallen aus der Höhe zuzuwinken.
Saphirhell strahlte heut' die Unermeßlichkeit,
Und nur ein einz'ges Wölklein warf noch Schatten:
Da drüben tauchte aus der Flut, im Fernenduft,
Kaum wahrnehmbar, der blasse Küstenreif von Dover!
Was ob der tief-verhaßten Schau im Kaiser gährte,
Wer weiß es? Fest und kalt wie Bronze blieb sein Antlitz!
Nun hob er seinen Stab und nach der Tagesordre
Entrollten sich vor ihm die feierlichen Züge.
Zuerst kam angerückt bis an der Treppe Fuß
Die auserwählte Zahl der Bravsten seiner Braven.
Wohl Mancher stützte sich gelähmt auf eine Krücke,
Und mancher trug in Binden den zerschoss'nen Arm:
Denkzeichen von Egypten und Marengo her!
Des Reiches Kanzler rief sie auf bei ihrem Namen,
Und wie ein Jeder auf die Purpurbühne trat,
Ward ihm auf seine Brust von kaiserlicher Hand
Das stolze Kreuz der Ehrenlegion geheftet,
Der Dank des Vaterlandes für viel edles Blut.
Sodann in allem Pomp der Kirchenherrlichkeit

Vollzog der Erzbischof die Weihe neuer Banner,
Damit der Tapferkeit des Himmels Gunst nie fehle.
Bald hob der Imperator wieder seinen Stab
Und es entfaltet sich in großen Heermanövern
Der Führer Kunst, der Legionen stramme Zucht.
Die Lüfte dröhnten und der Boden bebte;
Es hallte ob den Wassern bis zum Feinde hin,
Als Botschaft neuer, ungezähmter Schrecken.
Zum Schluß — schon hat die Abendglorie dieses Tages
Das Land und Meer zu gleicher Huldigung verklärt —
Geschah am Herrscherstuhl vorbei das Defiliren.
Die Feldherrn senkten tief ihr ruhmgewohntes Schwert;
Die Adler wallten in unsterblichem Triumphe,
Und, aufgeweckt vom Ungestüm des Schlachtengeistes,
Erneuert sich von Schaar zu Schaar der wilde Ruf:
„Nach England bald, nach England führe uns hinüber!“
Als in's Gezelt zurückgekehrt der Nimmermüde,
Ob seinen Karten saß und neu Entwürfe spann,
Ward noch ein Fremdling ihm gemeldet aus Columbien,
Des Namens Fulton, welcher dringend ihm verhieß,
Ein seltsam-wichtiges Geheimnis zu enthüllen.
Verdrossen zwar der Störung, doch nach Neuem gierig,
Vergönnt der hohe Herr dem Bittenden Gehör.
Ein Jüngling fast noch war's, im schlichten Handwerkskleide,
Unkundig jeder Sitte, die an Höfen gilt;
Die Hände rauh beschwielt von hart geübter Arbeit;
Jedoch das Sonnenauge und die hohe Sonnenstirn
Bezeugten ihn im Reiche großen Denkens heimisch.
Er bot dem Kaiser eine Schrift und sprach voll Weihe:
Es liegt darin der Schlüssel für das Thor der Welt!
Wer ihn gebrauchen lernt, eröffnet goldne Bahnen
Für eine neue Zeit des Heiles allen Völkern!
Verständnis aber fand ich nirgends noch dafür;
Auch selbst mein Vaterland hat mich bis jetzt verhöhnt.
D'rum bringe ich dem Erben Karls des Großen
Den Talisman, daß ihr erprobet seine Kraft!“

Nachlässig blätterte der Fürst, und was er las,
Enttäuschte bald genug sein glühendes Erwarten:
„Wie? Mit dem Dampf wollt Ihr der Schiffe Kiel beflügeln?
Mit leerem Dampf erobern diesen Erdenrund?
Fürwahr, Ihr bauet Schlösser auf von buntem Schaum,
Die schon beim nächsten Windhauch in ihr Nichts zerstieben!
Ganz eine and're Weltmacht saht Ihr heut' erstanden,
Und stauntet an den Willen, der sie zwingend schuf!
Geht, geht! Der Menschheit gold'nes Friedensthor erschließet
Kein eitles Hirngespinnste, sondern nur das Schwert!
Im Himmel herrschet Gott, auf Erden weich' ich Keinem!“
Dann warf er das Papier verächtlich vor sich hin.

Emil Zschokke.

II.

Durch ungeheure Wasseröden des Atlantis
Zog seine Furchen träge der „Northumberland“;
Er trug als selt'ne Fracht jetzt den entthronten Kaiser,
Den Schrecken einst und die Bewunderung der Welt.
Und schon entstieg dem Wellenschooß am Horizonte
Ein ferner, dunkler Punkt, kaum sichtbar noch dem Auge,
Einsam im Meer das Riff, zum Kerker ihm bestimmt.

Wie selten er gepflegt, betrat Napoleon
Heut' mit den wenigen Getreuen das Verdeck,
Doch jetzt zu schlimmerm Anblick und in heißer Stunde.
Dumpf lastete auf Meer und Schiff die Glut der Tropen,
Kein leiser Anhauch spielte mit dem Flaggentuch,
Und alle Segel hingen welk von ihren Raaen;
Der Puls der Elemente war erstarrt!

Das Völklein der Matrosen blickte neugiervoll
Auf den Gewalt'gen, der noch stets gewaltig schien.
Zwei Seekadetten aber flüsterten einander:
„Wie schade, daß wir hier so angenagelt steh'n,
Denn dort Sankt Helena, die holde Meeresnixe,
Wie schaut sie liebesbrünstig nach dem Bräut'gam aus!
Sie möcht' ihn mit dem Felsenarm so fest umklammern,
Daß jedes weitere Gelüste ihm vergeht!

Ein wettergrauer Botsmann nickte mit dem Haupte:
„Dort endlich scheitert Frankreichs schnöder Uebermut!
Wo Meere rauschen, dehnt sich britische Domaine!“

Doch Er, den niemals noch ein Menschen-Urteil beugte,
Stand aufrecht immer noch und sah mit gleicher Hoheit
Vom Steuerborde auf die trügerische Flut,
Wie sonst von dem Balkone seiner Tuilerien,
Wenn unten schwärmerisch der Menge Jubel klang.
Ihm galten Menschen nur als seiner Herrschsucht Sklaven;
Er liebte unter Allen keinen als sich selbst.
Auch jene Treuen, deren Blut sich ihm verpfändet,
Belohnte nie sein Herz, belohnte stets nur Gold!

Er stand am Schiffsgeländer, oft das Fernenglas
Nach dem verhängnisdüstren Eiland hingerichtet,
Das er vertauschen sollte mit dem Kaiserreich.
Wohl wußte er: dort grünen keine andern Palmen,
Als die der Pflanzer mühvoll dem Gestein abtrotzt,
Nur den verläßt das Schicksal, der sich selbst verlassen;
Blieb ihm die Zuversicht, blieb auch sein Reich unsterblich!

Da fiel von ungefähr auf die kryställ'ne Linse
Ein Bild von and'rer Art, ein Rätsel wunderbar.

Emil Zschokke.

Am fernen Lichtrand bricht empor ein brauner Qualm
Und wirbelt weithin durch die Luft in Schlangenringen.
Hat sich das Meer entzündet in verborg'nen Grüften
Und schleudert seinen Rauchstrahl an die Oberwelt?
Doch nein, denn langsam steigt nun auch ein Schlot herauf,
Kunstreich getürmt zu einer schlanken, hohen Säule!
Nicht lange währt's, so treten Linien eines Fahrzeugs,
Das jene Säule trägt, in volle Sicht!

Vom Mastkorb des „Northumberland" tönt jetzt Signalruf,
Und Alles rennt und dränget gierig sich heran,
Das Niegeseh'ne, Nieerhörte zu erkunden.
Das fremde Schiff, wie naht es unerklärlich schnell!
Kein Ruder ging und auch kein Segel war gespannt;
Was hätten Segel in der todten Luft geholfen?
Und dennoch nahte es in stolzem Siegesflug.
Die alte Märchenwelt erwachte wieder neu
Von Geisterschiffen, die das heiße Südmeer birgt,
Und mancher Seeknecht, der beim Rasen der Orkane
Im Tauwerk schwankt und unverzagt sein Liedlein johlt,
Erblaßte nun ob jenem Ungetüme.

Bald ward bemerkt, daß wie des Wales Flossenpaar
Mit raschem Schwung den Riesenkörper vorwärts treibt,
So hier zwei Räder links und rechts mit ihren Schaufeln
Arbeitend rastlos in das Fahrgewässer schlugen.
Man hörte schon von Weitem das Geplätscher hallen;
Man sah die kochendweiße Gischt in Funken sprüh'n.
— Ein Teil des Rätsels war gelöst, noch nicht das ganze.

Nun schwamm's heran in prächtiger Parade,
Zu zeigen seiner Formen reines Ebenmaß,
Zu zeigen seines Lenkers neugefund'ne Kunst;
Und als es wie ein stolzer Schwan vorüberrauschte,
Erscholl von seinem Deck ein heller Freudenschrei;
Die Mannschaft schwenkte hoch auf ihre theer'gen Mützen
Und feierlich entfaltet salutirt
Das Sternenbanner Nordamerika's den Kaiser.

Als hätte Eifersucht den Windgott aufgepeitscht,
Begann er jetzt die Segel anzutreiben,
Daß bald ein Raum von Meilen beide Renner schied.
Noch lange folgte auf die Brüstung vorgelehnt
Der Exilierte jener Wunderbarke nach,
Bis sie gen Westen in der Wölbung Abgrund sank.
— Nie sahen ihn die Seinen also tief ergriffen!

„Wie groß erdacht! Wie groß und königlich vollführt!
Doch sagt mir: Welche Erdenkraft beseelt den Fittig,
Der kühn des Widerstand's von Luft und Wellen spottet?"

Emil Zschokke.

Graf Bertrand sprach: „„Nach der Belehrung, die mir ward,
Ist's heißer Dampf, der eingepreßt im Kessel wallt;
So wie er steigt und fällt, gehorchen ihm die Räder!““

„Und welchem Glücklichen ist dieser Griff gelungen
In die geheimnisvollen Kammern der Natur?“

„„Der sich des ersten Fund's erfreute, war James Watt!
Ein Zweiter nun beherrscht mit Dampfgewalt die See.
Sein Name, bisher unbekannt, heißt Robert Fulton!
Auf ewig werden beide Sterne ruhmreich glänzen!““

„Wie, Fulton? Fulton? Hat der Laut nicht schon einmal,
Zwar flüchtig nur, mein Ohr berührt? Wo war es doch?“

Der Kaiser, tief versenkt, durchforscht die einst'gen Tage,
Und wieder blühten vor ihm auf wie Traumgebild
Die Felder von Boulogne, wo die Heere zogen,
Wo Völker jauchzten, wo der gold'ne Thron stand,
Umstrahlt vom frischen Lorbeerkranz der Weltgeschichte,
Und wehe! — wo Er des Jahrhunderts bestes Kleinod,
Das er am Wege fand, so töricht von sich stieß!
Wohl war seit damals mancher Schicksalsschlag gefallen,
— An Moskau dachte er, an Leipzig, Waterloo —
Doch keiner hat mit Geierkrallen seine Brust
So blutig aufgerissen, als jetzt diese Reue!

„O bleicher Jüngling, mit der hohen Sonnenstirne,
Wie nahtest du mir, ungeblendet von dem Glanz
Des Meteors, das leuchtend aufstieg, um so bald zu löschen!
Du trugest in dir einen Segen bess'rer Art,
Als Krieger ihn zu spenden wissen! Unvergänglich
Wird bleiben der Gedanke, den dein Geist gebar!
Mit diesem Schwert wirst du den Erdenkreis erobern;
Ich sehe deine Flammenschiffe eilends ziehn
Vom Pol zum Pole, zum entlegensten Gestade,
Wo niemals noch ein Anker ausgeworfen ward!
In Freundschaft werden die Nationen sich verbünden,
Und überall hin streut Kultur mit voller Hand
Die Saaten aus des Lichts und Völkerglückes!
Schon jetzt beginnt man von der Friedenszeit zu reden,
Wo man des Krieges letzten Speer und Schild begräbt —
Erfüllen wird sich einst der Menschheit Himmelsziel!“

„Danach hast Du gestrebt, und was hab' Ich getan?
Auf hundert Todtenäckern hör' ich Kinder weinen;
Aus blut'gen Trümmern heult Verzweiflungsschrei mir nach;
Und wird die Nachwelt meiner Taten Chronik lesen,
Bricht sie als strenge Richterin ob mir den Stab!

Emil Zschokke.

O Jüngling, wie so bitter hast du mich geschlagen!
Du bist der Erste, den ich auf der Welt beneide!"

So saß er lange, in die Hand gehüllt den Blick.
Schon will der Tag in's Meer die glüh'nde Fackel senken,
Da siehe — steht vor ihm das Eiland als ein Sarg,
Darum die Brandung weiße Leichenblumen stickt.
Hoch an den Felsen schien mit Runenschrift gezeichnet
Des Sehers Wort: Lass' alle Hoffnung fahren!"



Emil Zschokke.

Eduard Dössekel

wurde 1810 zu Seon geboren. Er studierte die Rechtswissenschaft und bekleidete von 1841 bis zu seinem 1890 erfolgten Tode das Amt eines aargauischen Oberrichters. Seine Gedichte erschienen in erster Auflage 1851, in zweiter 1872. Das 10. Bändchen der 1885 erschienenen schweiz. Nationalbibliothek von Robert Weber enthält ebenfalls eine Auswahl seiner Gedichte. 1889 erschien noch ein Bändchen „Herbstblüten".

Die treue Magd.

Da liegt sie still, die gute Alte,
Geschmückt mit letztem Blumenstrauß;
Es ruht die Hand, die totenkalte,
Von langer Arbeit müde aus.

Sie hat so treu das Pfund verwaltet,
Das ihr der Schöpfer anvertraut,
Im Haus gewirtet und geschaltet,
Am Segen emsig mitgebaut.

Es sah sie schon der frühste Morgen
In Hof und Feld mit regem Fleiß,
Sie wußte auf und ab zu sorgen
Und scheute nie der Stirne Schweiß.

Es ging so rührig, unbefohlen,
Die Wirtschaft ihren rechten Gang,
Und was ihr heute anempfohlen,
Das trieb sie schweigend jahrelang.

Es war nicht Lohn, der sie getrieben,
Sie hat für andre nur gekargt;
So ist sie stets sich gleich geblieben,
Bis man sie gestern eingesargt.

O ihres Herzens Wurzeln drangen
Verwoben durch des Hauses Raum,
Und seine Zweige suchend schlangen
Sich in der Herrschaft Lebensbaum.

Eduard Dössekel.

Die Liebe war ihr stilles Leben,
Die Dienste nur und Opfer kennt;
Die Treue war ihr mitgegeben,
Die wie ein ewig Lichtlein brennt.

O schöner Sinn, so rein, so selten,
So unbeachtet tiefgestellt,
Du bist es doch, der alle Welten
In ihrem Kern zusammenhält.

Sie werden dir kein Denkmal setzen
In goldner Schrift auf stolzem Erz;
O mög' es dies mein Lied ersetzen,
Das dir geweiht ein dankbar Herz.

Poesie.

Dir bleib' ich treu, wenn auch kein Blütenregen,
Nur spärlich Gunst auf meine Tage fiel.
Dir bleib' ich treu, wenn auch verfehltes Ziel
Als Schatten trat vor des Erfolges Segen.

Dir bleib' ich treu, wenn auch durch Finsternisse
Ein Irrlicht mich herumgeführt.
Du hast mich tröstend immerdar berührt,
Geheilt des Seelenfriedens herbe Risse.

Dir bleib' ich treu; du hast aus ird'schem Wanken
Gehoben mir gefangnen Goldgehalt;
Die Schönheit kam in himmlischer Gestalt,
Vor ihrem Glanz die bösen Geister sanken.

Dir bleib' ich treu, o schön Geschenk vom Himmel,
Dein milder Glanz erlösche ja mir nicht;
Er leuchte mir als goldnes Abendlicht,
Bis ich verlasse dieses Weltgetümmel.

Dreimaliges Wiedersehen.

Als ich das erste Mal dich sah,
Da kamst du hüpfend hergesprungen,
Bald warst du hier, bald warst du da,
Hast wie ein Reh dich flink geschwungen.
Du spieltest scherzend mit der Puppe,
Du zupftest neckend mich am Bart,
Du liebtest Kuchen mehr als Suppe,
Ein Plaudertäschchen liebster Art!

Eduard Dössekel.

Und als ich kam zum zweiten Mal,
O welch' ein Bild, welch Frühlingsprangen!
Die schönste Ros' im ganzen Thal
War voll und lieblich aufgegangen.
Wie duftete dein ganzes Wesen,
So morgenfrisch, so seelenrein,
In Red' und Haltung auserlesen,
So ungesucht und doch so fein!

Und als ich kam zum dritten Mal,
Fand ich dich singend an der Wiege;
Du wehrtest Flieg' und Sonnenstrahl,
Daß wohl und lind das Büblein liege.
Im Widerscheine der Gardine,
Wie mild, wie selig, wie geweiht!
Ein Lächeln lag auf deiner Miene
Voll seelentiefer Innigkeit.

Und frägt man mich: die Hand auf's Herz!
Wen kröntest du von diesen dreien? —
Vielleicht erwidert' ich im Scherz:
Die volle Ros' im blüh'nden Maien.
Doch stellten holde Zaubermächte
Mir alle drei auf einmal dar,
Den Myrthenkranz legt' meine Rechte
Der jungen Mutter in das Haar.



Eduard Dössekel.



Arthur Bitter.

Samuel Haberstich — Arthur Bitter war sein Pseudonym — wurde 1821 in Ried im Emmenthal geboren, wo seine aus dem aargauischen Ober-Entfelden stammenden Eltern lebten. Wie sein Freund Jakob Frey führte auch Arthur Bitter ein dornen- und sorgenvolles Litteratenleben, das er meistens in Bern zubrachte, wo er 1872 starb, eine Frau mit sieben Kindern hinterlassend. Die zahlreichen Novellen und Erzählungen des trefflichen Volksschriftstellers erschienen in Zeitungen und Zeitschriften. Einige derselben sind in jüngster Zeit in der Sammlung „Bergkristalle“ (Verlag Kuhn in Biel) wieder abgedruckt worden.

Das Totenlied des Kanarienvogels.

Ich bin immer ein großer Freund von Kanarienvögeln gewesen. Vor einigen Jahren starb mir ein außerordentlich schönes und zahmes Exemplar dieser muntern Gattung. Der Verlust ging mir nahe; ich ließ den kleinen Leichnam ausstopfen, was so gut gelang, daß dem Vögelchen nichts als die Bewegung fehlte, um für lebendig zu gelten. Lange Zeit stand er so auf meinem Sekretär, mit den klugen, schwarzen Aeuglein unverwandt auf den gleichen Punkt hinschauend.

Ein anderes Exemplar seiner Gattung nahm seine Stelle als Kammersänger bei mir ein und war bald eben so zahm wie sein Vorgänger, so daß man ihn wie ein Hühnchen locken konnte, um das Futter von der Hand weg zu picken.

Eines Morgens — er hatte während der Nacht in seinem Käfig vor dem Fenster gestanden — war der kleine Musikus verschwunden. Ich hatte vergessen, die Türe seines Gefängnisses zu schließen, und der Flüchtling hatte nach Demokratenweise von seinem ewigen Rechte Gebrauch gemacht und war ohne Abschied davon gegangen. Ich ließ den leeren Käfig offen an seiner Stelle, hoffend, daß der Flüchtige vielleicht blos einen kleinen Ausflug

beabsichtigt habe und sich ein wenig in der Nachbarschaft umsehen wolle, um dann zurückzukehren.

Diese Hoffnung rechtfertigte sich den Tag über nicht. Hänschen blieb verschwunden und mußte es vorgezogen haben, sein Nachtquartier anderwärts aufzuschlagen, denn auch der Abend brachte den Flüchtling nicht zurück. Ich mußte den Ausreißer verloren geben.

Am folgenden Morgen, als eben die ersten Strahlen der Junisonne in die breite Hauptstraße der schweizerischen Bundesstadt hineindrangen und auf den metallenen Knöpfen der Fensterballustres spielten, wurde ich durch den prächtigen Gesang eines Kanarienvogels, der dicht an meinem Fenster ertönte, geweckt. Hastig warf ich den Schlafrock über, um ans Fenster zu eilen, vermeinend, mein Flüchtling sei wieder da. Eben fing das Vögelchen wieder mit einem lang gezogenen Tone an, um dann, immer höher und höher auf der Tonleiter steigend, mit einem jener kunstreichen, fabelhaften Triller zu endigen, deren wunderbare Kraft und Behendigkeit Erstaunen erwecken über die kleine Kehle, die solche Janitscharenmusik hervorzubringen im Stande ist. Das war nicht Hänschens Stimme; so ausgezeichnet sang mein kleiner Liebling nicht. Leise den Atem zurückhaltend, zog ich den Vorhang zurück. — Im Käfig saß niemand anders als mein Vogel, ein so unbefangenes Gesicht machend, als sei er sich keines Vergehens bewußt, und sich mit dem besten Appetite von der Welt die Hanfkörner in seinem Troge schmecken lassend. Die Bewegung in freier Luft hatte ihn so materiell gestimmt, daß er offenbar keine Zeit zu poetischen Ergüssen übrig zu haben schien. Oben auf seinem Käfig aber saß ein anderer Vogel gleicher Art, aber von seltener Farbenpracht und Schönheit — ein eigentlicher Spezialvogel, wie die Tyroler sagen. War dieser der geheimnisvolle Sänger gewesen?

Ich trat leise von dem halbgeöffneten Fenster zurück. Hänschens Besuch schien aber selbst so wenig scheu zu sein, daß er von meinen Bewegungen nicht im mindesten Notiz nahm. Bald war ich über den Gesang im Klaren. Der fremde Ankömmling begann auf's neue seinen prächtigen, trillernden, wirbelnden Gesang, immer länger anhaltend, und dabei die kleine Kehle zum Zerspringen aufblasend. Ich war außer mir über die Schönheit des Vogels und seinen herrlichen Trillerschlag und sann mir den

Kopf aus, wie ich's anstellen wolle, den goldgefiederten Sänger zu haschen. Dieser machte mir indes die Sache leichter, als ich sie mir selbst gedacht. Er warf nach Beendigung seines Gesanges das leichte Köpfchen auf die Seite und schaute mit dem einen glänzenden Auge schief in den Käfig hinunter, wo sein Kollege fortwährend unverdrossen seine Hanfkörner bearbeitete. Hunger ist ansteckend. Noch einen sehnsuchtsvollen Blick nach dem Futtertrog, nach kurzem Bedenken noch einen, und der Entschluß zur Ueberschreitung des Rubikons war gefaßt. Eine vorsichtige Promenade rings um den Käfig, kurzer Anhalt und vorsichtiges Umsichschauen bei dem verhängnisvollen Türchen, und husch! drinnen stak der Schelm, ohne Umstände sich bei seinem Genossen zu Tafel ladend. Mit der höchsten Vorsicht näherte ich mich wieder, immer fürchtend, das flinke Geschöpfchen möchte bei meinem Anblick erschrecken und seinen Flug ins Freie nehmen. Meine Befürchtung war unnütz. Der kleine Sänger war offenbar die Nähe des Menschen und die Gitterstäbe des Käfigs gewohnt. Er schaute kaum auf die Seite, als ich das Türchen schloß, das ihm den Weg zur Freiheit versperrte. Triumphierend nahm ich den Käfig mit seinem vermehrten Inhalte hinein ins Zimmer, setzte ihn auf den Tisch und konnte nicht satt werden, den prächtigen Fremdling zu betrachten. Als die beiden Insaßen ihre Mahlzeit beendigt hatten, zeigte sich ein Uebelstand. Das Futter hatten die beiden Sänger friedlich teilen können, nicht aber den Gesang. Wie der eine seine schmetternden Triller begann, fuhr der andere mit gesträubtem Gefieder auf den Kollegen los, hackte mit dem Schnabel nach ihm und zeigte alle Merkmale der bittersten Feindseligkeit. — Oder aber, er suchte mit seinem eigenen, doppelt lauten Gesang den Gegner zu überschreien. Wieder eine ächte menschliche Leidenschaft, die Eifersucht, dachte ich. Ganz wie im deutschen Parlamente.

Ich hatte indes keine Lust, Hänschens Eifersucht den prächtigen Gesang meines neuen Wundervogels aufzuopfern, machte also kurzen Prozeß, faßte Hänschen, trotz seines Sträubens, ab und hielt ihn in der Hand fest, um ihn zum Schweigen zu bringen. Vergebliche Mühe; Hänschens beleidigter Ehrgeiz ließ ihn das Unerhörte tun; er sang und schrie, eng umstrickt von meiner Hand, bis zum Platzen seiner kleinen Kehle, sobald nur sein Rivale die Stimme erhob.

Es blieb mir nichts übrig, als die kleinen Wichte gewähren zu lassen. Ich ließ ihnen das Türchen des Käfigs offen und das

ganze Zimmer zum Spielraum, eine Vergünstigung, von welcher sie auch sogleich den weitesten Gebrauch machten. Sie flatterten lustig in allen Winkeln herum, setzten sich auf Vorhänge und Möbeln; wie aber einer singen wollte, so begann der alte Zank von neuem. Nach einer Weile schienen die beiden einander ein wenig überdrüssig zu werden; Hänschen suchte seinen Käfig und die Hanfkörner wieder auf und der neue Ankömmling schwang sich auf den Sekretär hinauf, wo der ausgestopfte Bruder, von dem ich eben gesprochen, unbeweglich auf seinem kleinen, hölzernen Piedestal saß. — Nun begann ein Auftritt, den der Leser vielleicht sich sehr versucht fühlen dürfte, für eine Fabel zu erklären, und ich selbst würde ihn unbedingt für ein Märchen, für die phantastische Vorstellung eines kranken Gehirns halten, hätte ich ihn nicht mit meinen eigenen Sinneswerkzeugen wahrgenommen und könnte die Authenticität dessen, was ich erzähle, verbürgen.

Der fremde Vogel näherte sich dem Toten zuerst unbefangen, wie in der Absicht, mit ihm zu schäkern. Unverkennbar hielt er ihn für ein lebendiges Wesen; er pickte nach seinem Schnabel, rupfte an den gelben Federchen und suchte auf jede Weise die Aufmerksamkeit des Unbeweglichen auf sich zu lenken. Als ihm dieses natürlich nicht gelang, schien er unwillig zu werden und stieß ein paar zankende, keifende Laute hervor. Dann begann er das alte liebkosende Spiel mit demselben Erfolge von neuem. Endlich schien ihm die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen klar zu werden. Fast scheu trippelte er ein wenig von dem Toten weg und schaute ihn ein Weilchen unverwandt an. Plötzlich fing er an zu singen, und nie im Leben werde ich diese wundersamen Töne des Schmerzes und der Klage vergessen, die ich in jenem Augenblicke vernahm. Zuerst leise, kaum hörbar, entrangen sie sich fast wie Geisterseufzer, wie das Klingen der Aeolsharfe sich der kleinen, goldgefiederten Brust. Es war der natürliche Gesang eines Kanarienvogels, seine phantastischen, launenhaften Wendungen, sein capriziöser Trillerschlag und doch wieder unendlich verschieden von dem lärmenden, melodielosen Gezwitscher dieser Gattung der Singvögel. Jeder Ton war Wehmut; kein Komponist der Erde, selbst ein Mozart oder Haydn, hätte es vermocht, diese Klage der Seele in die flüchtigen Tonwellen ihrer göttlichen Musik zu bannen. Ich lauschte fern, regungs- und atemlos. In diesem Momente trat meine Frau in's Zimmer, unwissend, um was es sich handle. Ich winkte ihr ängstlich zu schweigen, indem ich zugleich auf das

singende Vögelein hinwies. Der Sänger fuhr ungestört fort, während wir beide mit verhaltenem Atem diesen märchenhaften Tönen lauschten. Der Gesang wurde nach und nach lauter, leidenschaftlicher, dann wieder langgezogen, leiser, fast wie Nachtigallenschlag, und endete in einem leisen, kaum hörbaren Flüstern. Ich wandte mich nach meiner Frau um. Sie weinte. Auch auf sie, die den Vogel noch nicht gesehen, den Anfang der Szene nicht belauscht hatte, hatte die Totenklage des Vogels den gleichen, ja einen noch mächtigeren Eindruck hervorgebracht, als auf mich selbst, und doch leidet sie weder an übertriebener Empfindelei, noch teilt sie meine Leidenschaft für die Singvögel und kann namentlich die Kanarienvögel wegen ihres betäubenden Geschreies nicht gut ausstehen.

Der wunderbare Vogel ersparte mir die Sorge, nach seinem legitimen Eigentümer zu forschen. Gleich den menschlichen Poeten liebte er die Freiheit; schon nach wenigen Tagen war er auf ebenso rätselhafte Weise verschwunden, wie er gekommen. Man hatte seinen Käfig nicht genugsam verschlossen. Er kehrte nie wieder. Jahre sind seitdem dahingegangen, aber immer noch zieht zuweilen das zauberhafte, wehmutsvolle Lied des goldgefiederten Sängers traumhaft an meinem Ohre vorüber.

Die Wahrheit, die treue, schmucklose Wahrheit des Erzählten aber kann ich verbürgen.



Arthur Bitter.



Jakob Frey.

Geboren am 13. Mai 1824 in Gontenschwyl als Sohn eines Kleinbauern. Nach dem Besuche der Aarauer Kantonsschule und der Universität Tübingen übernahm er 1850 die Redaktion des „Schweizerbote" in Aarau. Von 1861 an redigierte er die „Berner Zeitung" in Bern, von 1862 an in Basel die „Schweiz. Illstr. Ztg." und den „Schweiz. Volksnovellist"; von 1865 an „Die Schweiz" in Bern, von 1868—74 lebte er auf dem Landenhof bei Aarau und übernahm 1874 die Redaktion des „Bund" in Bern, wo er am 30. Dezember 1875 nach einem arbeitsvollen und sorgenreichen Litteratenleben starb.

Von den zahlreichen Erzählungen Jakob Frey's hat sein Sohn Prof. Ad. Frey 1897 bei Sauerländer in Aarau eine Auswahl in 5 Bänden, begleitet von einer Biographie, herausgegeben.

Das Lied vom Vaterland.

(1859).

Ich bin in milder Maiennacht
Entlang dem See gegangen,
Wo, mondscheinschimmernd angefacht,
Die Wasser leis erklangen;
Und auf der lichtumblitzten Bahn
Glitt flinken Laufs ein Kahn hinan,
Aus dem ein frischer Kindersang
Bald fern, wie traumverloren klang:
Rufst du, mein Vaterland.

Und als ich bei des Morgens Schein
Zur Stadt im Tal gekommen,
Da kam das Volk zum Tor herein
Wie Meeresflut geschwommen;
Die Fahnen wehn; der Schüsse Knall
Weckt weit durch's Land den Wiederhall;
Die Menge aber wogt und quoll
Bis es in tausend Stimmen scholl:
Rufst du, mein Vaterland.

Ich ließ die Stadt und stieg hinan
Den Pfad zur grünen Halde,
Wo sich ein hoher Wiesenplan
Umsäumt mit dunklem Walde;
Da war's wohl still; nur fernher drang
Verlorner Herdenglöcklein Klang;
Doch frisch erhub der Hirtenknab
Das Lied und sang zum Wald hinab:
Rufst du, mein Vaterland.

Da stand ich still; zu Häupten glüht
Die Firn im Abendstrahle,
Zu Füßen duftet und erblüht
Die Maienpracht im Tale;
Mir war's, als ob des Herren Hand
Sich segnend legte auf das Land,
Und wie ein tieferschauernd Wehn
Fühlt ich mir's durch die Seele gehn:
Rufst du, mein Vaterland.

❀

Das Huhn des alten Pfarrers.

Nach dem Satze: „Kleine Ursachen, große Wirkungen" hat man bekanntlich schon vielfach versucht, die größten weltgeschichtlichen Ereignisse aus den geringfügigsten Entstehungsgründen zu erklären. Ein verlorener Handschuh gab die Ursache zu einem gewaltigen Kriege ab, eine zerknitterte Hemdkrause vermittelte den Frieden. Daß aber ein altes Huhn die Bewohnerschaft eines großen Dorfes veranlassen sollte, Jahrhundert' alte Sitten und Gewohnheiten aufzugeben, völlig neue Anschauungen, überhaupt eine neue Zeit herbeizuführen, das dürfte so leicht nicht vorgekommen sein. Und doch war dies auch schon der Fall, wie die nachstehende kleine Geschichte, die ich als Knabe in meinem eigenen Heimatdorfe als Augen- und Ohrenzeuge miterlebt, zeigen wird. Sie nahm ihren Anfang im weingesegneten Jahre 1834, aber zur Winterszeit.

Es war vielleicht der kälteste Tag des genannten Jahres. Der gefrorene Schnee knisterte unter jedem Fußtritte, während eine scharfwehende Bise ihn wieder zu jenem unheimlichen Staubgewölke aufwirbelte, das wie mit feinen Nadelspitzen gespickt über unser Gesicht hinprickelt. An solchen Tagen sitzt auf dem Dorfe,

Jakob Frey.

wer nicht notgedrungen das Haus verlassen muß, hinter dem Ofen oder am Spinnrade; heute aber war Jung und Alt, Mann und Weib auf dem offenen Platze versammelt, der das Pfarrhaus von der Kirche schied. Es war für die ganze Gemeinde ein wahrer Trauertag, — der Abschiedstag des Pfarrers, der seit zwanzig Jahren hier gelebt und gewirkt hatte.

Und wie, in welcher Art und Weise hatte der brave Mann gelebt und gewirkt, um sich so ganz die Herzen dieser Menschen zu gewinnen, die in der schneidenden Kälte stundenlang ausharrten, um jedes Stücklein des Hausrates, das aus dem Pfarrhause auf die bereitstehenden Wagen herausgetragen wurde, mit Blicken der innigsten Teilnahme gleichsam scheidend noch behüten zu können? Das wäre eigentlich schwer zu sagen gewesen und noch schwerer, ja sogar bedenklich möchte es gewesen sein, den scheidenden Pfarrer seinem künftigen Nachfolger als Muster und Vorbild aufzustellen. Denn seine Mängel und Schwächen waren offenkundiger und daher auch leichter nachzuahmen, als seine Tugenden, die unbemerkt ihr stilles Licht verbreiteten.

Unser guter Pfarrer wurde von vielen seiner Amtsbrüder um seiner geringen Kenntnisse willen etwas über die Achsel angesehen und er war weit entfernt, ein solches Benehmen jemandem nachzutragen; denn er selbst gab sich am allerwenigsten für einen Gelehrten aus. Seine letzten Studienjahre waren in eine Zeit der Unruhe und staatlichen Verwirrung gefallen, in welcher man es bei Besetzung ländlicher Pfründen mit dem Nachweise über wissenschaftliche Kenntnisse nicht eben genau nahm, und später hatte er weder Zeit noch Lust mehr gefunden, die breiten Brachstrecken seines Wissensgebietes mit Getreide zu bepflanzen. In das gelehrte Gezänke seiner Amtsgenossen über Dogmen und Glaubenssätze, über Orthodoxie und Nationalismus mischte er sich daher durchaus nicht, war aber vielleicht gerade deshalb nur um so mehr ein rechter Verkünder des Wortes nach dem Herzen seiner Zuhörer. Jeden Sonntag war die Dorfkirche zum Erdrücken voll und oft genug mußte noch eine Abhülfe getroffen werden, die bei all ihrer Einfachheit das Angenehme mit dem Nützlichen verband. Etwa hundert Schritte jenseits der Kirche erhob sich nämlich eine steile Anhöhe, auf welcher ein Bienenhäuschen stand. Vermochte nun an schönen Sonntagen, an denen die Witterung auch entfernter wohnenden alten Leuten den Kirchgang erlaubte, die Kirche nicht alle Andächtigen zu fassen, so begaben sich die

überschüssigen Männer auf jene Anhöhe und lagerten sich gemächlich um jenes Bienenhäuschen. Da der Pfarrer eine sehr kräftige Stimme hatte, so brauchte an diesen Tagen der Sigrist nur die nach dieser Richtung gehende Hintertüre der Kirche offen zu lassen, und die entfernten Zuhörer vernahmen trotz des friedlichen Bienengesummes wenigstens die Kraftstellen des geistlichen Sermons so deutlich, als wären sie unter der Kanzel selbst gesessen. An solchen Kraftstellen aber ließ es der Pfarrer durchaus nicht mangeln und namentlich donnerte er zum mindesten jeden Monat einmal mit aller Gewalt seiner Rede gegen das Laster der Trunksucht. Es konnte zwar kein Mensch sagen, daß dieses Laster im Dorfe sich sonderlich eingefressen hätte, im Gegenteil; es befand sich nur eine einzige Wirtschaft in demselben und diese, ein kleines Sommerbad, war noch ziemlich abseits in einer Waldschlucht gelegen. Dagegen empfand der würdige Pfarrherr selbst eine ganz eigene Vorliebe für das Kirschwasser, das seine Bauern alljährlich brannten, besonders für jene milde Sorte, die während des ganzen Jahres in großen strohumflochtenen Flaschen aufbewahrt, nur zur Zeit der Kirschenblüte ein paar Tage an die Sonne gestellt wird und davon dann nach einigen Jahren eine schöne goldgelbe Farbe erhält. Zur Prüfung und Inspektion dieser edeln Sorte machte der Pfarrer seine sehr regelmäßigen Besuche im Dorfe und fand er sie irgendwo in ihrer höchsten Vollkommenheit, so konnte es ihm leicht begegnen, daß er dabei sitzen blieb und probierte, bis seine für den gewichtigen Oberkörper ohnehin etwas schwachen Beine den Dienst nicht mehr verrichten wollten. In solchen Fällen wartete der bäuerliche Gastfreund gewöhnlich die Dämmerung ab, nahm dann seinen geistlichen Gast unterm Arme und führte ihn säuberlich seiner Frau Pfarrerin heim. Wer jedoch glauben wollte, diese kleine menschliche Schwäche müßte dem würdigen Manne in den Augen seiner Pfarrangehörigen geschadet haben, wäre in einem großen Irrtume befangen. Vielmehr bildete das ächte Kirschwasser, das übrigens in weitester Umgebung nirgends so trefflich zu finden war wie im Dorfe, das sichtbare geistige Band, das den geistlichen Hirten und seine Herde aufs traulichste zusammenknüpfte und in manchem wackern Bauernhause wurde von dem gelungenen Vorrate der edlen Flüssigkeit das ganze Jahr kein Tropfen für den Hausgebrauch verwendet, um nur den Pfarrer nie mit einem richtigen Gläschen im Stiche lassen zu müssen. Uebernahm er sich aber, was, wie bemerkt, nicht selten geschah,

beim Besuche solcher Häuser wieder einmal etwas zu stark und ließ dann, was gewiß nicht ausblieb, am Sonntag darauf eine seiner Donnerreden gegen die Trunksucht von Stapel, so sagten die Leute auf dem Heimwege von der Kirche kopfschüttelnd: „Na, na, heut hat er sich doch wieder zu arg abgekapitelt — der gute Herr."

So verging Jahr für Jahr in ungestörter Eintracht und Liebe zwischen Pfarrhaus und Gemeinde, bis plötzlich ein Ereignis eintrat, an dessen Möglichkeit längst kein Mensch mehr gedacht hatte. Die Kunde lief durch das Dorf, der Pfarrer habe sich auf eine andere Pfründe gemeldet und sei auch bereits dorthin gewählt worden. Die überraschende Nachricht bestätigte sich, indem der Pfarrer selbst kein Geheimnis aus den Gründen machte, die den unerwarteten Schritt veranlaßt hatten. Seine drei heranwachsenden Töchter, die in dem einsamen und altväterischen Dorfe nicht fanden, was sie für ihre Jahre allmälig für notwendig erachteten, drangen auf eine Ortsveränderung, und da die Töchter in diesem Betracht von der Mutter unterstützt wurden, mußte der Vater, obwohl unter schwerem Widerstreben, nachgeben. Nun sollte er auf eine etwa sechs Stunden entfernte Pfründe, ganz nahe bei einer Stadt, kommen. An dem Sonntage, an welchem er seine Abschiedspredigt hielt, war trotz der beißenden Kälte der Hügel mit dem Bienenstande ganz schwarz von Leuten, die in der Kirche keinen Platz mehr gefunden. Aber sie froren umsonst und strengten die Ohren an, es drang diesmal kein verständliches Wort zu ihnen herüber; die Stimme des Pfarrers war erstickt in Wehmut und unterdrücktem Schluchzen.

Und auch jetzt, am Scheidetage, standen dem guten Manne schon die Tränen in den Augen, als er endlich reisefertig in den wohlbekannten Mantel mit dem verschossenen Pelzkragen gehüllt aus dem Pfarrhause zu der versammelten Menge heraustrat. Er wollte von einem zum andern gehen, um jedem, Groß und Klein, Reich und Arm, wenigstens noch einmal die Hand zu drücken; aber als auf einen Wink des alten Schulmeisters plötzlich sich helle Kinderstimmen zu einem Abschiedsliede erhoben, da wandte der Pfarrer sich ab und stieg, das Gesicht in den Mantelkragen verbergend, unsichern Fußes in den Schlitten, in welchem Frau und Töchter sich schon zurecht gesetzt hatten. Noch einmal winkte er mit beiden Händen rückwärts und der Schlitten klingelte in das aufwirbelnde Schneegestöber hinaus.

Jakob Frey.

Nun setzten sich auch die Wagen mit dem pfarrherrlichen Hausrate in Bewegung. Auf dem hintersten derselben thronte, hoch über alten Fässern, Waschzubern und dergleichen Gerümpel ein kleines Hühnerhaus, in dem neben dem Hahne einige Hühner zusammenkauerten. Aber wie es nun kam, vermutlich geängstigt von dem ungewohnten Treiben, vermochte eines dieser Hühner sich unbemerkt zwischen den Stäben seines Gefängnisses hervorzudrängen und flatterte dann unter ängstlichem Gegacker hoch über die Straße weg nach der Pfarrscheuer hinüber. Man eilte dem Flüchtling sogleich nach, um ihn wieder einzufangen; doch alles Suchen war und blieb vergeblich, und endlich mußte der Wagen, der lange gewartet hatte, ohne das Huhn abziehen.

Dieser Vorgang gab Anlaß zu mancherlei Bedenken und Kopfschütteln, und es fehlte durchaus nicht an Leuten, die aus demselben wenig Gutes prophezeien wollten, weder für den scheidenden Pfarrer, noch für die zurückbleibende Gemeinde. Die Hühnerflucht wurde so lebhaft verhandelt, als die Flucht irgend eines merkwürdigen Gefangenen besprochen worden wäre, und die Teilnahme war daher allgemein, als es nach einigen Tagen hieß, der Sigrist habe das verschwundene Huhn in einem Winkel der Pfarrscheuer glücklich wieder aufgefunden. Mehr als eine gute Bäuerin ließ sich den Weg nach dem Hause des Sigristen trotz Wind und Schneegestöber nicht reuen, um sich nach der Wahrheit dieser Kunde und nach dem Zustande des gefiederten Findlings zu erkundigen, nicht gerechnet das junge Volk, das scharenweis zusammenlief. Damit aber männiglich sich von der Tatsache überzeugen könne, wurde das merkwürdige Huhn am Sonntag vor der am Kirchwege gelegenen Wohnung des Sigristen förmlich zur Schau ausgestellt.

Von der Zeit an geschah es, daß das „Pfarrhuhn", das wie tausend andere Hühner braun und grau gesprenkelt aussah, von den anhänglichen Dörflern zu einem förmlichen Kultustiere erhoben wurde, und dies um so eifriger, je betrübter die Berichte über das Befinden des geschiedenen Pfarrers lauteten. Er verging auf der neuen Pfründe fast vor Heimweh nach der alten. Darum setzte sich auch bald dieser, bald jener Bauer auf sein Bernerwägelein, um dem Betrübten einen Besuch abzustatten, wobei natürlich eine währschafte Strohflasche vom „Goldgelben" jedesmal mitreiste. Auch die Nachrichten über das zurückgebliebene Huhn wurden regelmäßig hin- und her getragen. Diesem hatten

der Sigrist und seine Frau den Sedel unter dem eigenen Ehebett eingerichtet, damit ihm ja während der Nacht kein Unfall zustoßen könne, und von allen Seiten wurde vom auserlesensten Hühnerfutter eine größere Menge herbeigebracht, als ein ganzer Hühnerhof zu verzehren imstande gewesen wäre. Noch bevor am Sonntag die zum Kirchgange sich rüstenden Bäuerinnen nach dem Gesangbuche griffen, füllten sie sich alle Taschen mit Haber und andern Körnern für des Sigristen Ehrengast, und es war daher kein Wunder, daß derselbe, zusehends stärker und munterer werdend, seine allsonntäglichen Kirchenparaden zur größten Zufriedenheit der nie fehlenden Zuschauer ausführte. Wunderbar dagegen war es, was für Eier das Huhn mit dem nahenden Frühling zu legen anfing, wahre Rieseneier, wie die Bäuerinnen sagten. Zwar waren sie nicht größer, als die Eier anderer wohlgenährter Hühner; aber sie hatten etwas so Merkwürdiges, so Unsagbares in ihrem Geschmacke, wie kein anderes Huhn dies zu stande brachte. Das wußte sich denn auch die Frau des Sigristen vortrefflich zu Nutzen zu machen, und für sie wurde das Pfarrhuhn vollständig die Zauberhenne, die goldene Eier legt. Nicht daß die kluge Frau die Eier ihres Pfleglings etwa zum Verkaufe gebracht hätte, bewahre; sie verschenkte dieselben vielmehr großmütig an die wohlhabendsten Bäuerinnen, verkaufte aber dafür mit um so größerem Vorteile die Butterballen und Schinken, die sie von ihnen als Gegengeschenk erhielt und die sie mit ihrem Manne allein doch nicht zu bemeistern imstande gewesen wäre. Denn Kinder hatte das sigristliche Ehepaar keine.

Indessen schienen auch die Unglückspropheten, die an die Flucht des Pfarrhuhns beim Fortzuge seiner Herrschaft üble Voraussagungen geknüpft, Recht behalten zu sollen. In der kurzen Zeit seit jenem Abschiedstage waren im Dorfe mehr wichtige Veränderungen vorgegangen, als vorher während eines ganzen Menschenalters, und zudem trugen sich diese Veränderungen gerade noch unter denen zu, die dem alten Pfarrer am nächsten gestanden. Zuerst starb der alte Schulmeister, und sein Nachfolger war einer von den Neumodischen, der den Kindern allerlei offenbare Gottlosigkeiten beizubringen suchte. Sogar über die Verehrung, die dem Pfarrhuhn gezollt wurde, goß er in der Schule seinen Spott aus. Dem alten Schulmeister aber folgten in wenigen Wochen der Kirchmeier und der Ammann, die ebenfalls seit undenklicher Zeit ihre Stellen bekleidet hatten, und was in der Gemeinde noch

nie vorgekommen, geschah jetzt — die Wiederbesetzung dieser Stellen rief schwere Kämpfe hervor. Die Pfarrwahl kam, da sie nicht von der Gemeinde ausging, erst gegen den Herbst zustande; aber der neue Pfarrer schien das reine Gegenspiel des alten und mit dem neuen Schulmeister bald ein Leib und eine Seele zu sein. Um diese Zeit starb auch noch der unmittelbarste Nachbar des Sigristen, der alte Nachtwächter, der trotz seiner grauen Haare vor kaum einem Jahre ein munteres Weibchen geheiratet, das nun als arme Witwe zurückblieb. Fast wäre es zu viel geworden, als am Begräbnistage des Wächters verlautete, sogar das Pfarrhuhn sei plötzlich erkrankt; doch stellte sich das Gerücht glücklicherweise als unbegründet oder doch übertrieben heraus; denn am nächsten Sonntag machte das Huhn wenigstens wieder seinen gewohnten Spaziergang vor des Sigristen Haustüre.

So kam der Winter, der aber, sonst so still und friedlich, diesmal recht unheimlich, unter allerlei Gezänk und Widerstreit verging. In der Gemeindeverwaltung sollte plötzlich dieses und jenes verändert, sogar ein neues Schulhaus sollte erbaut und noch ein zweiter Lehrer angestellt werden, während viele an dem einen schon mehr als genug hatten. Die übergroße Mehrheit der Gemeinde sträubte sich nach Kräften dagegen; aber die Minderheit, an deren Spitze der neue Ammann sich gestellt, hatte eine weitreichende Hand an dem Pfarrer, der aus einer angesehenen Familie der Gegend stammte und dessen Vater sogar Oberamtmann des Bezirkes war. Uebles konnte ihm sonst gerade niemand nachreden, weder in, noch außer der Kirche; er war ein ordentlicher Prediger, auch im Umgange freundlich, aber doch so ganz anders als der alte Pfarrer. Kirschwasser trank er keines und noch weniger kam er zu den Wurstmahlen, diesen regelmäßigen winterlichen Hausfesten der Dörfler, von denen der alte Pfarrer ohne Not gewiß nie eines versäumt hatte. Es gab daher genug gekränkte Bäuerinnen, die den von alters her bei solchen Anlässen üblichen Blutzehnten an Fleisch und Würsten für das Pfarrhaus einschränken wollten; aber darin fanden die Mütter einen entschiedenen Widerpart an ihrem eigenen Fleisch und Blut, nämlich an ihren Töchtern; denn der Pfarrer war ein fünfundzwanzigjähriger, sauberer Mann, dem man wohl auch etwas gutes gönnen durfte.

So war selbst zwischen die nächsten Angehörigen ein gährender Same ausgeworfen, von dem kein Mensch sagen konnte, wie und

wann er ausschlagen würde, als ein höchst unerwartetes Ereignis ihm eine bestimmte Richtung und eine rasche Zeitigung gab. Dieses Ereignis ging von dem Hause des Sigristen aus. Denn schon um die Mitte des Frühjahres lief die Sigristin, die bei all ihren Tugenden doch den kleinen Fehler besaß, etwa anderthalb Jahrzehnte älter zu sein als ihr Ehegespons, eines Tages in höchster Aufregung in der ganzen Nachbarschaft herum und klagte jedem, der es hören wollte, daß ihr Mann der schlechtesten einer auf Gottes Erdboden sei. Zur Unterstützung dieser schweren Anklage berichtete sie, wie ihr, seit das Pfarrhuhn wieder zu legen angefangen, immer eine Anzahl von ihren wohlgezählten Eiern abhanden gekommen seien; anfänglich hätte sie die Ratten oder gar die Katze im Verdacht gehabt, aber endlich habe sie den wahren Eierdieb entdeckt, und der sei kein anderer, als ihr eigener Mann, der die gestohlenen Eier der Wächterswitwe zugetragen. Und noch etwas habe sie mit eigenen Augen entdeckt — daß Gott erbarm!

Der so hart Angegriffene wehrte sich nach Kräften. Zwar gestand er, der armen Wächterin wohl hie und da ein Ei gegeben zu haben; aber seine Alte sei ein Reibeisen, von der er sich nicht ewig unterdrücken lassen wolle, und die übrigens besser daran täte, sich mit ihren eigenen Eiergeschenken nicht zu breit zu machen.

Diese versteckte Drohung schlug dem Faß vollends den Boden aus. Die Sigristin erklärte nun in maßlosem Zorne, sie wolle mit dem schlechten Kerl, der nicht nur sie, sondern das ganze Dorf betrogen, nichts mehr zu schaffen haben. Das ächte Pfarrhuhn sei nämlich schon im vergangenen Herbste, am Begräbnistage des Nachtwächters, zu grunde gegangen, das gegenwärtige also nur ein untergeschobenes, das der Sigrist bei Nacht und Nebel drüben überm Berge geholt habe. Leider konnte der arme Sünder diese neue Anklage nicht bestreiten, und die Beteuerung half ihm wenig, daß er das Falsum bloß auf den Ratschlag seiner Alten verübt habe. Die Tatsache blieb.

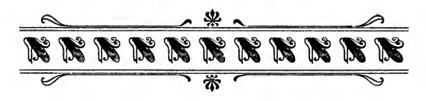
Und diese Tatsache schien mit einem Rucke das ganze Dorf aus seinen alten Fugen heben zu wollen. Gerade die getreuesten Anhänger des Pfarrhuhnes waren nun die ersten, die fragten, auf was denn noch zu bauen sei, wenn selbst mit solchen Dingen nur Spott und Betrug getrieben werde? Sie verschlossen ihre Ohren nicht mehr so hartnäckig, wenn der Ammann oder der

Schulmeister behauptete, es sei noch manches faul im Dorfe, das anders werden müsse, und sie verstummten sogar, wenn behauptet wurde, der alte Pfarrer habe vieles unterlassen, was zu tun seine Pflicht gewesen wäre, und er trage daher ebenfalls manche Schuld an dem lange verdeckten Unfuge. Durch eine schmerzliche Täuschung war der Zweifel über die Gemüter gekommen und mit ihm — der Geist der neuen Zeit.

Am wenigsten kam diese Wandlung dem Pfarrhause zu statten. Als im Herbst der junge Pfarrer eine städtische Braut in dasselbe einführte, erklärten im Winter auch die hübschen Bauerntöchter, die Wurstgeschenke in die vornehme Pfarrküche seien ein überflüssiger Brauch, den man endlich einmal abschaffen solle. So tranken denn die Bauern nicht nur ihr „Goldgelbes" selbst, sie aßen auch ihre Würste dazu. Freilich war damit noch ein engeres Band gelockert — sie blieben nach und nach auch häufiger aus der Kirche weg und meinten, es könne jeder, der nur wolle, selbst ungefähr wissen, was recht sei. Mit einem Worte, ein gutes Stück der „guten alten Zeit" war mit dem alten Pfarrhuhn im Dorfe zu Grabe getragen.



Jakob Frey.



Margaretha Kieser

geboren 1829 in Lenzburg; Lehrerin, zuletzt in Zürich, wo sie 1901 starb. Verfasserin von mundartlichen Gedichten und Erzählungen. Auswahl in „Schwyzerdütsch“ von Sutermeister Nr. 39 u. 40. „Burechost“ von Reinhard. (Aarau, Sauerländer.)

Und halt di guet!

Es lauft en junge Bursch durab
Mit liechtem Schritt und Wanderstab;
Jez blybt er noch emole stoh;
Sis Müeterli, los, rüeft em noh:
„Und halt di guet!“

Es lueget, bis 's ne nümm cha gseh;
Das Scheide-n, ach, es tuet so weh!
Er wandret wyter, Schritt für Schritt;
Er pfyft es Liedli und 's tönt mit:
„Und halt di guet!“

Vergißt er's öppe mit der Zyt,
Wänn allerlei derzwüsche lyt?
I glaube, 's blybt em allwäg scho;
Dänn niemer anders seit's eso:
„Und halt di guet!“

❦

Mutterglaube.

Schynt's ämel, daß er doch no läbt:
Jetzt het er einist gschribe.
Doch froget er mer gar nid noh . . .
Wo ist au d'Liebe 'blibe?

I ha-n em doch au gmäldet gha,
I tüe mer nümme troue;
Wenn mir das d'Muetter gschribe hätt',
De je, wie hätt' i gschroue!

Margaretha Kieser.

Vergißt er mi ächt zletſt am Aend?
Doch nei, i bi jo 's Müetti,
Wo bättet für ne Tag und Nacht,
Daß in de Herrgott bhüeti.

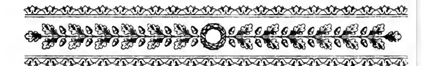
Es fahrt em vil iez dur de Sinn,
'S iſch Böſes nüüt derhinder;
Und wänn er nümme ſchrybe wurd,
So liebt er mi nid minder.

Bürdeli träge.

Weiſch, wie hämm mer als Chinde gſeit:
„Bürdeli träge,
„Niemerm ſäge!“
Gell wie iſch es au luſtig gſy!
Siderhär hämm mer Glägeheit
Bürdeli z'träge,
Niemerem z'ſäge —
Luege'n aber ganz anders dry.



Margaretha Rieser.



Edmund Dorer.

Edmund Dorer wurde im Jahre 1831 in Baden als Sohn des Landammanns Eduard Dorer geboren. Er studierte in München, Leipzig und Berlin Philologie und Philosophie, hielt sich längere Zeit in Spanien auf und lebte nachher als Litterat an verschiedenen Orten Deutschlands und der Schweiz. Er starb 1881 in Dresden. Die „Granatblüten" und der „Cancionero", welche beiden Bändchen Dorer 1879 herausgab, enthalten Uebersetzungen aus dem Spanischen; seine eigenen Gedichte veröffentlichte er 1877 und 1878 unter den Titeln „Wahrheit und Sage" und „Bunte Blätter". Außerdem hat er litterarhistorische Arbeiten geschrieben. Nach Dorers Tode gab sein Freund, Graf Schack, drei Bändchen nachgelassener Schriften heraus, welche sowohl Uebersetztes als Eigenes enthalten. Edmund Dorer war ein Bruder des bekannten Bildhauers Robert Dorer und ein Neffe der blinden Dichterin Louise Egloff.

Aus den „Liedern."

Rote Rosen, weiße Rosen
Blühen an der Sonne Strahl,
Wie im Licht der Liebe blühen
Liebeslust und Liebesqual.

Rote Rose, weiße Rose!
Zwei der Rosen sende ich
An die Holde, daß sie denke
An die Liebe und an mich.

Rote Rose, die wie Purpur
Und wie Morgenröte blüht,
Melde ihr, wie liebetrunken
Meine Brust für sie erglüht.

Weiße, bleiche, kranke Rose,
Melde ihr von tiefem Schmerz,
Melde ihr, wie wehmutsinnig
Ihrer denkt ein treues Herz.

Rote Rosen, weiße Rosen
Blühen in der Sonne Strahl,
Wie im Licht der Liebe blühen
Liebeslust und Liebesqual.

❦

Edmund Dorer.

Aus den „Liedern."

Laß ohne Wort, laß ohne Kuß mich fliehen!
Gib nicht zum Abschied mir so mitleidsvoll
Die schöne Hand, der ich entsagen soll!
Verhülle deiner Wangen sanftes Glühen!

Was hilft's dem Wandrer, sieht er leuchtend strahlen
Der Heimat Thal, aus dem er scheiden muß?
Ach! ihrer lichten Schönheit letzter Gruß
Entfacht nur glühender der Trennung Qualen.

Viel besser wär's, sie zeigte kein Erbarmen
Und hüllte grollend sich in Nebel ein;
Viel besser wär' es auch, Geliebte mein,
Du stießest kalt mich fort aus deinen Armen.

❦

Spruch.

Es freut den klaren Traubenwein
Wird er geschenkt in edler Schale;
Der Geldring reizt den Demantschein,
Daß er in würd'ger Fassung strahle;
Und glänzt die Wahrheit noch so rein,
Sie will verklärt von Schönheit sein.

❦

Intoleranz.

Die Sterne im Dunkeln funkeln
Und zu einander munkeln:
Wir leuchten friedlich zusammen
Mit unsern Flämmchen und Flammen,
Ein jeder mit seinem Glanz
In Liebe und Toleranz.
Drauf kam in ihre Mitten
Die Sonne geschritten;
An ihrem Morgenstrahl
Erloschen sie zumal;
Da riefen sie zornentbrannt:
„Wie intolerant!"

❦

Edmund Dorer.

Nord und Süd.

Fern im Norden sind die Mädchen
Weiß wie Lilien anzuschauen;
Kalt verständig sind die Männer
Wie der Schnee auf ihren Auen

Zur Geliebten kommt der Bursche
Abends über's Eisgelände,
Schüttelt sich den Schnee vom Mantel,
Haucht sich eifrig in die Hände.

Auf der Bank am warmen Ofen
Sitzen fröstelnd sie zu Zweien,
Und sie sagen zu einander:
Morgen wird es wieder schneien!

Braun sind Andalusiens Schönen;
Doch es färbte sie die Sonne,
Nicht die Nacht mit ihrem Dunkel,
Denn sie sind des Lichtes Wonne.

Und sie lauschen vom Balkone
Hinter Nelken, die erblühen,
Wenn des abends weiche Lüfte
Von Gesang und Duft erglühen.

Wohl erkennen sie die Stimme,
Singt der Liebste heiße Lieder,
Und die Blätter roter Blüten
Flattern auf den Sänger nieder.



Edmund Dorer.



Otto Sutermeister

von Zofingen. Geboren 1832 in Degerfelden. Besuchte die Kantonsschule in Aarau und die Universität Zürich. 1866 an die Kantonsschule in Aarau als Lehrer berufen, 1873 Rektor des Lehrerinnenseminars Aarau, von 1876—80 Seminardirektor in Rorschach. Von 1880 an Lehrer an der höheren Töchterschule in Bern, von 1890 auch Professor an der Universität. † 17. Aug. 1901 in Aarau.

Dichtungen und Sprüche.

(Aus Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Spruchdichtungen von O. Sutermeister, Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung 1881. — Gastgeschenke. Neue Spruchdichtungen von O. Sutermeister; im selben Verlag. — Im Abendgold. Neue Dichtungen von O. Sutermeister. Frauenfeld, J. Hubers Verlag, 1891.)

Mein Leben.

O junger Liebe süße Lust!
Du Gattenstolz, ihr Vaterwonnen —
Heil mir: noch in des Alten Brust
Rauscht ihr, ein nie versiegter Bronnen!

O Erdenleides bitt're Qual:
Du Trennungsschmerz, ihr dunkeln Stunden —
Seid mir gesegnet tausendmal,
Daß ich auch euch, auch euch empfunden!

Was ich gejubelt, was gegrollt,
Was mir der Himmel auserlesen —
Nicht um der Erde ganzes Gold
Wollt ich, daß es nicht mein gewesen.

❦

Des Menschen Seele ist ein Meer.

Des Menschen Seele ist ein Meer —
Friedvoll erglänzt zur guten Stunde
Auf ihm des Himmels Sternenheer
Und Perlen ruhen auf dem Grunde.

Des Menschen Seele ist ein Meer —
Jach fährt hinein des Himmels Feuer,
Sturm peitscht die Wellen obenher
Und unten scherzen Ungeheuer.

❦

Es ist des Lebens Buch ein Buch absonderlich;
Von selber öffnet sich's und schließt von selber sich.
Nirgends gewährt es dir erwünschte Ruhestatt,
Von selber wendet sich dir rastlos Blatt für Blatt,
Und sinnst du einem nach, das dir zumeist gefiel,
So kommt das letzte schon — Blick hin: du bist am Ziel.

* * *

Verse bedarf es nicht
Ein Wort bringt den Poeten ans Licht.

* * *

Ob einer geibelt, kinkelt, scheffelt,
Ob hebelt, hebbelt, oder pfeffelt;
Ob einer reutert, müllert, wernert,
Ob schlegelt, körnert oder kernert;
Ob einer schefert, geßnert, möllert,
Ob thümmelt, bürgert oder schillert —
Es ist all eins, wir sind ernüchtert:
Er meint zu dichten und er dichtert.

* * *

Ihr sagt: „Er selbst pflegt nicht Poesie
Und censirt und taxiert die Poeten doch."
Ich muß gesteh'n: Gekocht hab ich nie,
Aber oft auch weidlich geschimpft auf den Koch.

* * *

Otto Sutermeister.

Wann längst die Feder mir entglitten,
Bin ich noch in der Lebenden Mitten
Mit meinem Wort und meinen Sitten;
Ja selbst durch diese Lettern eben
Die jetzt vor eurem Auge schweben,
Verbindet Leben sich mit Leben.

* * *

Was ich von großen Männern gelesen?
Sind ihrer Mütter Söhne gewesen.

* * *

Vom Mohren kommt ein Mohr, vom Toren ein Tor —
Das kommt noch manchem Vater verwunderlich vor.

* * *

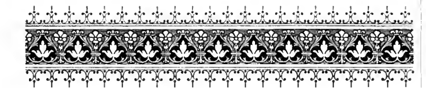
Warum von Zärtlichkeit Großvater überschäumt?
Er holt am Enkel ein, was er am Sohn versäumt.

* * *

Fern sei dir Todesfurcht; zu sterben sind wir hier;
Geh heiter drum dem Tod entgegen für und für;
Viel besser, wenn du kommst zum Tod, als er zu dir.



Otto Sutermeister.



Marie Döbeli.

Die Dichterin wurde im Jahre 1868 in Sarmenstorf geboren, besuchte die Gemeindeschule ihrer Heimatgemeinde, verweilte eine Zeitlang im Töchterinstitut zum heiligen Kreuz in Cham, siedelte im Sommer 1896 nach Zürich über, wo sie in der Redaktion des „Schweizer. Frauenheims" tätig war und verheiratete sich im folgenden Frühling mit Herrn Dr. Huber in Grindelwald. Unerwartet schnell starb sie am 14. September 1901. Eine Sammlung ihrer Gedichte, die „Schlichten Weisen", erschien zuerst 1896 und wurde seither mehrmals neu aufgelegt. Außerdem hat Marie Döbeli auch mehrere Novellen verfaßt.

Die kranke Braut.

Wenn der Frühling durch die Fluren streicht,
Sind der Wangen Rosen mir erbleicht.
Wenn du kommst nach deinem Lieb zu sehn
Mußt du hin zum stillen Friedhof gehn,
Wo das Auge, das dir hell gelacht,
Traumlos schlummert in der Todesnacht.

Von der Wimper dir ein Tropfen rinnt
Deine Seele goldne Tage sinnt,
Da zum ersten Mal in Jugendglut
Wir uns schauten voller Lebensmut,
Da die Liebe kam — scheu, wunderbar,
Da uns rosenreich die Erde war.

Wenn du kraftvoll deinem Leid dann wehrst,
Still zurück zur kalten Menge kehrst,
Möcht' ich einmal noch aus meinem Schrein,
Möcht' in deiner Näh, Geliebter, sein;
Nicht um neue Wonne wollt' ich flehn,
Wollte dir nur tief ins Auge sehn:

Marie Döbeli.

All den Schmerz, der nimmer von dir flieht,
Alle Sorge, die dein Herz durchzieht,
Deiner Sehnsucht stumme Leidensmacht
Möcht' ich holen in des Grabes Nacht,
Gäb' dafür dir thränenloses Glück
Und gieng leis in meine Gruft zurück.

Einsame Weihnacht.

O lockt mich nicht aus meiner stillen Klause,
Wenn leis das Christkind durch die Straßen geht,
Wenn reiche Gaben es in helle Räume
Und Glück und Frieden in die Herzen sät.

O lockt mich nicht, mich arm und einsam wähnend,
Ich bin zu stolz, ich will kein Mitleid, nein!
Und niemand schau die heißen Herzensthränen
Des Mädchens, das in weiter Welt allein.

Das Christkind wird auch hier vorüberschweben,
Voll Wehmut wirft's mir eine Gabe hin!
Erinnerung. Dann wird die Seele sehnend
In ihrer Jugend Wunderland entfliehn.

Dann laßt mich einst'gen süßen Glücks gedenken
Und weinen, weil es allzufrüh verweht —
O lockt mich nicht aus meiner stillen Klause,
Wenn leis das Christkind durch die Straßen geht.

Nur einmal . . . .

Was du mir bist, laß mich dir sagen,
Ich halt es länger nicht zurück!
Ich kann mein schmerzlich süßes Glück
Nicht länger mehr mit Gleichmut tragen.

Ich kann nicht ferner stolz verschwiegen
Verleugnen meiner Liebe Flut;
Nur einmal laß in Glück und Glut
Berauscht an Deine Brust mich schmiegen.

Laß an mein Herz die Stirn mich pressen!
Laß mich dir beichten scheu und leis:
Ich liebe dich, so rein, so heiß,
Ich liebe dich so unermessen.

Dann magst du mir zur Buße nennen
Den schmerzlich ewigen Verzicht — — —
Ich trag' es still und grolle nicht,
Nur laß mich einmal dir bekennen.

Marie Döbeli.

Du weisst es erst ....

Wie lieb du einen Menschen hast,
Du weißt es nicht in Glückestagen
Du weißt es nicht, wenn lustberauscht
Die Herzen heiß zusammenschlagen.

Du weißt es nicht im stillen Gang
Durch's rosenreiche frohe Leben,
Im Schmollen nicht, nicht im Verzeih'n
Im sel'gen Nehmen nicht und Geben.

Du fühlst es erst, wie tief du liebst.
Wenn du den frechen Räuber witterst,
Der Opfer sucht — wenn schmerzlich du
Um ein geliebtes Leben zitterst.

Da, wenn die Seele zuckend bangt,
Es könnt' der Tod dein Lieb entführen,
Es könnt ein Blick der letzte sein —
Wirst du der Liebe Größe spüren.

Mahnung.

Schmücket nur die Gruft der Lieben,
Wie die Flur sich schmückt im Lenze!
Daß ihr Bild euch wert geblieben,
Weisen dort die Blütenkränze.
Nichts ist heiliger als Treue
Wenn sie vor dem Tod besteht,
Wenn sie wie die Himmelsbläue
Uebern stillen Friedhof weht.

Doch versteht die Trauerglocken:
Ward ein liebes Herz euch eigen,
Bringt ihm Kränze, Blütenflocken,
Eh' die Lippen ewig schweigen.
Sucht voll Milde, Nachsicht, Güte,
Seines Glückes wahre Spur;
Pflegt der Freude Himmelsblüte
Treu auf seiner Lebensflur!

Keine Rose bringt dem Toten,
Was dem Lebenden versagt war;
Keine jener glutdurchlohten
Aendert was von ihm beklagt war,
Streut euch Blumen drum im Leben,
Statt nur Thränen drein zu sä'n;
Bitter ist's, muß um Vergeben
Erst ein Kranz am Hügel flehn!

Marie Döbeli.

Adolf Frey

wurde am 18. Februar 1855 auf der Baumschule bei Aarau geboren als das älteste Kind des Dichters Jakob Frey. Nach Absolvierung der Aarauer Kantonsschule besuchte er die Hochschulen Bern, Zürich, Leipzig und Berlin. Von 1882—1898 Gymnasiallehrer in Aarau, 1898 Professor der deutschen Literatur an der Universität Zürich.

Adolf Freys Werke sind: Albrecht v. Haller. 1879. — Gedichte. 1886. — J. G. v. Salis-Seewis. 1889. — Die helvetische Armee und ihr Generalstabschef J. G. v. Salis-Seewis. 1890. — Erinnerungen an Gottfried Keller. 1891. — Festspiele zur Bundesfeier. 1891. — Duß und underm Rafe (Gedichte). 1891. — Erni Winkelried (Drama). 1892. — Totentanz (Gedichte). 1895. — C. F. Meyer. 1898. — Zürcher Festspiele. 1900.

Empor.*)

O gürte dich im tiefen Tale,
Wenn noch die bleiche Frühe schweigt,
Und wandre vor dem ersten Strahle
Den Felspfad, der durch Klüfte steigt!

Da stäubt von grauen Steingestühlen,
D'rum sich die Alpenrose flicht,
Der Sturzbach seine gletscherkühlen
Sprühschauer dir ins Angesicht.

Von Flühen locken Herdenklänge,
Aus dunklen Schleiern blickt der Tann,
Der Berg reckt sich aus Schluchtenenge
Im Wolkenharnisch himmelan.

Aus sturmgefurchten Felsengründen
Erdröhnt's wie tiefer Orgelklang,
Und über Grat und Gletscherschründen
Erschwingt sich seliger Gesang.

*) Bisher ungedruckt.

Adolf Frey.

Abschied.

(Aus „Gedichte".)

Nun ist die Scheidestunde da,
Das Morgenrot rückt schon ins Land,
Die Mutter küßt mich tränenfeucht,
Der Vater beut mir still die Hand.

Ich wandre durch den jungen Tag
Den grünen Hügelhang empor;
Noch klingt ein jedes Abschiedswort,
Der letzte Gruß mir noch ins Ohr.

Und auf der Heimat fernstem Pfad
Tönt hinter mir ein leiser Schritt;
Es faßt mich schmeichelnd an der Hand —
„Ich bin das Heimweh, nimm mich mit!"

Die Hut des Richters.

(Aus „Gedichte".)

An des Heerwegs erlendunkler Ecke
Stehn und spähn Gedungne im Verstecke
Nach dem Richter Jost, der Herr und Knecht
Starren Sinnes hält am ehr'nen Recht.

Aus des Städtleins schlank getürmtem Tor
Reitet er ins Mondenlicht hervor.
Lässig ruht die Rechte in der Seite
Und die Blicke schweifen in die Weite
Nach dem Haus am grünen Bergeshange,
Wo er nach des Tagwerks zähem Zwange
Rasten kann bei Kindern und Gemahl
Und sich labt am funkelnden Pokal.
Tief zum Sprunge ducken sich die Knechte,
Enger schon umkrallt den Griff die Rechte —
Doch mit Eins versteinen Blut und Sehnen
Und ein dumpfer Fluch entschlüpft den Zähnen:
Liebe, tannenschlanke Heergesellen
Reiten hinter Jost auf blütenhellen
Hengsten, in der Stahlfaust blanke Klingen
Und den Kreuzdolch an den Gürtelringen.
Stahl verhüllt das Antlitz, und vom Schild
Sprechen keine Wappen und kein Bild;
Nicht ein Hufschlag tönt, es weht kein Hauch
Und kein Blatt erwacht und zuckt am Strauch,
Staunend aus den laubigen Verstecken
Folgt der Hinterhalt den fremden Recken.

Adolf Frey.

Müde steigt der Richter aus dem Bügel
Und ergreift gemach den Hengst am Zügel:
Seinem Aug' und Ahnen blieb verschlossen
Fahrt und Huld der stillen Pfadgenossen,
Ohne Dank und ohne Abschiedsworte
Tritt er durch die lindenschatt'ge Pforte.
Weiter zieht die Schar, von Helm und Degen
Blinkt und glänzt die Straße allerwegen,
Bis die Reiter, bläulich überhaucht,
Mählig in den Duft der Nacht getaucht.

Das Meerweib.

(Aus „Gedichte".)

Aus duft'gen Schleiern lauschend netzt die See
Den weichen Fuß der schlanken Wasserfee,
Die unter'm Mondschein träum'risch liegt am Strand
Und schläfrig mit den Fingern spielt im Sand.
Sie stutzt — sie hat ein Goldstück aufgewühlt
Und blinzelt drauf, wie es die Brandung spühlt,
Vom Anhauch zarter Neugier kaum gestreift:
Des Cäsars Ruhm und Haupt, lorbeerumreift!
Sie reibt die Stirn und sinnt — vor grauer Zeit
Ritt er vorbei aus blut'gem Völkerstreit,
Fortunas Buhle und Bellonas Sohn,
Vom Tubenruf umschrie'n und Hörnerton,
Und mit ihm maß der harte Veteran
Im Eisenschritt des Sundes öde Bahn.
Gebundne Männer folgten, Troß und Raub
Dann stieg und überspann den Zug der Staub.

Ihr ist's ein gestern; lässig aufgerafft,
Schnellt sie das Gold mit unverblühter Kraft
Flach über den beglänzten Flutensaum:
Es blitzt und springt und streift die Wogen kaum —
Es stürzt — es steigt — es schimmert blaß und fern
Und schießt zur Tiefe wie ein irrer Stern.

Morgenbitte.

(Aus „Gedichte".)

Der Tag steht über'm Rain —
Willkommen, junger Schein!
O geh' nicht wie die andern,
Die ohne Segen wandern!
Nur einen süßen Strahl
Vergönn' auch mir einmal!

Adolf Frey.

Einladung.

(Aus „Duß und underm Rafe".)

Chumm zue mer i Schatte,
Chumm zue mer is Gras!
I ha-n i de Blueme
Scho Fläsche-n und Glas.

Es ruscht ir Linde,
Es ruschet am Rein,
Und Buchfinke singe
We Glogge so rein.

Chumm, blib e chli bi mer
Und sitz e chli ab;
Zum Sitze ghört 's Trinke,
Zum Meitli der Chnab.

Chumm, gimmer dis Händli
Und trink us mim Glas,
Chum zue mer i Schatte,
Chumm zue mer is Gras!

Die Einsame.

(Aus „Duß und underm Rafe".)

Hinderm Hus im stille Garte,
Zwüsche Rose-n und Rosmeri,
Hämmer is noh gchüßt bim Scheide
Und denn bist du 's Fäld duri.

D'Stärn händ über 's Täli gschine
Und i luege lang der no
Und ha-n us em Buechewäldli
Dütlig no dis Lied verno.

Wenn i trurig z'Nacht verwache,
Mueß i süfze: Chunst du bald?
Und i ghöre dütlig wider
's Liedli us em Buechewald.



Adolf Frey.



Walther Siegfried

ist der jüngste Sohn des 1882 verstorbenen Landammanns Oberst Friedrich Siegfried von Zofingen und wurde geboren am 20. März 1858. Er genoß als Jüngling bei Pfarrer Müri in Schinznach eine sorgfältige Erziehung, wurde zuerst für den kaufmännischen Beruf bestimmt, wandte sich dann der dekorativen Kunst zu, hatte aber mit seinem Erstlingswerk „Tino Moralt" (1890) solchen Erfolg, daß er fortan der Schriftstellerei ergeben blieb. 1893 folgte der Roman „Fermont", später eine Anzahl Novellen.

Aus dem Künstlerroman „Tino Moralt".

(Tino Moralt, ein junger Maler, ist im fieberhaften Schaffen an seinem ersten Werke, in dem er „Die Sehnsucht" zur Darstellung bringen will, durch die Tücke äußerer Zufälle, die Erkrankung seines Modells, des Italieners Nicolo, unterbrochen worden und kann, da er wiederbeginnt, zu seiner Verzweiflung die glückliche produktive Stimmung von vorher kaum aufs Neue erlangen).

Kapitel XI.

Mysterium der künstlerischen Produktion! Wie unabhängig vom Willen des Individuums gehst du deine unberechenbaren Wege!

Heute plötzlich den ganzen Menschen in heiliges Feuer setzend, sein Bestes von seelischen Kräften zu ungeahnter Höhe treibend, ja, ihn über sich selbst hinaussteigernd, das niedere Erdenkind, den Mann, der mit den Füßen im Alltag des realen Lebens wurzelt, großmütig emporhebend, entrückend in Welten, zu denen kein Weg des bloßen Wollens führt, zu Gesichten, zu Wonnen, die kein höchster Fleiß sich verdient, kein männlichstes Ringen erreicht, zu seligen Augenblicken des vollsten, wahrsten Lebensgefühls, des höchsten Glaubens an sich selbst, — du! freigebig, königlich, überschwänglich gewährend am einen Tag — um morgen Leere, grausame, ohnmächtige Leere zu lassen, wo der Trieb erweckt,

das Fieber entzündet, die Befriedigung des Bedürfnisses nach der einmal gekannten Lust der Höhe zur Lebensfrage geworden ist.

Als säße in deinen undurchdringlichen Schleiern eine willkürliche parnassische Lenkerin, quälst du den Künstler, ihn durch die Wechsel deiner Launen schleppend, bist du dem Einen immer hold, so hast du Lust, den andern jetzt zu lieben — dann zu martern.

O, nur wer eisernen Willen besitzt von denen, die du einmal in Glut versetzt und dann wieder verlassen, wird dich zwingen, ihm schließlich dennoch zu halten, was du versprachst, ihn wirklich zu dem Ziele zu führen, das du ihm zu erschauen vergönnt.

Mysterium der künstlerischen Produktion! rätselvolle, verborgene Kraft! Du, dem Sein der Künstlerseele dasselbe, was dem Körper das Mysterium des Lebensprozesses, jenes göttliche, geheimnisvolle des Lebensatems, des rollenden Blutes ist, das heute herrliche Kraft verleiht und morgen krank und elend läßt, oder zu der Stunde, da man leben möchte, leben muß — urplötzlich versagt.

Grausames, königliches Geschenk, das verdienstlos und unbegehrt beglückt, das schuldlos straft! Oder wer hätte dich für sich erbeten? Niemand! Du kommst von selbst und lässest mit deinen ersten heiligen Schauern einen Menschen sich als Künstler erkennen, gleichwie das Leben nicht erbeten wird, sondern aus unbekannten Höhen kommt und mit seinem ersten Hauch ein Menschenwesen sein Dasein fühlen läßt. Künstlergenius! höchste Himmelsgabe, verhängnisvolles Schicksalsangebinde!

... Es war gegen das Ende des Januar, als Moralt eines morgens verzweifelt vor seiner Leinwand stand. Seit wohl drei Wochen war sein Schaffen abhängig von einem stoßweisen Gewähren und Versagen seiner Kräfte. Ein verzehrendes Hasten, wenn die gute Stunde kam; eine verzweifelte Anstrengung, ein verquältes Pfuschen, wenn jenes Nachlassen der Spannkraft, jene Oede im schöpferischen Vermögen eintrat, welche den Künstler in plötzlicher Erkenntnis seines Zustandes vor sich selber zum Handwerker macht.

Er hatte die ganze, vor Weihnachten so glücklich in einem Zug durchgeführte Ferne der Landschaft wieder verdorben Als er sich hatte verleiten lassen, sie in ihrer Lichtwirkung noch zu steigern, einem herrlichen, düster leuchtenden roten Ton zulieb, den er seither für die Gewandung des Jünglings gefunden. Die Unerfahrenheit im Schaffen großer Bilder und der einstweilige

Mangel an Vertrauen in sein Können, in den Wert dessen, was er Tag für Tag zustande brachte, hatte ihn verhindert zu erkennen, daß jene Ferne in ihrer kühn und glücklich auf einmal hingesetzten, grandiosen Wirkung von einer Kunst und Kraft sei, die durch jeden weiteren Pinselstrich nur verlieren könne, daß dieses Stück gerade eines jener Ergebnisse der guten Stunde sei, welche unantastbar bewahrt werden müssen, weil sie nicht zweimal zu erreichen sind. Jetzt, da es verdorben war, da es greller und dadurch nüchterner wirkte, erkannte er, was er getan; und was immer er nun versuchte, — es war ihm, als sei aus dem Bild jener leuchtende Glanz, jenes Ahnungsvolle verschwunden, das ihn vorher begeistert, das ihm bisher genügt hatte.

Er dämpfte das Rot des Kleides, wie es zuerst gewesen, er versuchte ein Stück weit die alte Leuchtstärke der Landschaft wieder herzustellen und ins alte Verhältnis zu der Figur zu stimmen. Umsonst! Er verdarb nur auch noch die Arbeit der Gewandung, die ebenfalls die Frucht eines guten Tages gewesen war.

Seit drei Stunden, obwohl er sich der deutlichen Erkenntnis nicht verschließen konnte, daß er heute absolut leer, schlecht disponiert und nicht glücklich in der Hand sei, hatte er sich in den Trotz verbissen, sein widerwilliges Talent zum Gehorchen zu zwingen. Er hatte fast nie auf Nicolo geschaut, er stimmte und stimmte an seinen Tönen. Jetzt übersah er wieder das Ganze und verglich die bloßen Glieder des Modells vor ihm mit der Wirkung des Fleisches auf dem Bilde. Wie Kreide, trotz der viel dunkleren Färbung, erschien es ihm da neben dem roten Gewand — und immer gleich nüchtern die verdorbene Ferne. Die Werte im Bild überhaupt waren verschoben, außer Richtigkeit geraten, das empfand er deutlich. Und er sah doch nicht, wo es fehlte, — wo? Er sah nur, wie schlecht, wie elend das war. Er wandte sich ab in einer Bewegung schmerzlicher Wut. Er sah auf die Uhr: halb Zwölf.

Verzweifelt warf er die Palette auf den Tisch und winkte dem Burschen, zu gehen. War er denn heute blind? blödsinnig? verrückt? — — —

Sein Mittagsmahl berührte er kaum. Immer wieder lief er vor das Bild, starrte es an, drehte ihm im nächsten Augenblick den Rücken zu, unglücklich, voll ohnmächtigen Zornes gegen sich selbst als den Verderber des vorhanden gewesenen Guten. Eine Weile ging er auf und ab, dann warf er sich auf den Divan.

Walther Siegfried.

War es denkbar, daß das, worauf er den meisten Wert in dem Werk gelegt hatte, — dies gewaltsam Mitreißende der Gesamtstimmung — durch eine elende technische Ungeschicklichkeit verloren bleiben konnte? Daß die ganze, seinem Innersten entspringende Arbeit für ihn wertlos werden mußte, weil er das Verdorbene nicht zum zweiten Mal ebenso zu treffen vermochte?

Aber wie, wie? wenn, wie heute alles Versuchen nicht imstande war, auch nur handbreit jene vorige Kraft wieder hervortreten zu lassen! In der Erinnerung sah er sie so genau, jene ganze erste Farbengebung — und auf der Leinwand brachte er sie einfach nicht wieder zustande.

Er erhob sich von seinem Lager und ging unruhig herum. Auf dem blassen Gesicht malte sich ein großer Kummer; er sah in diesem verpfuschten Werk einen Beweis, wie wohlbegründet seine Zweifel an seiner Schaffenskraft gewesen seien. Und während er unter dem Fenster im grauen kühlen Licht des Wintermittags stand und seine Blicke über die verschneiten Dächer und Kamine der großen Stadt hinschweifen ließ, verlor er sich in schwere Gedanken.

Immer dies glänzende Verheißen und Nichthalten! Herrlich konzipieren und den ersten begeisterten Anlauf nehmen — das also war sein Talent? Aber dann ließ er sich ja durch alles, was störend in den Weg seines Schaffens trat, aus dem Geleise bringen! Der glückliche Zug erlag bei ihm jeder stärkeren Ablenkung von außen! Welchem Künstler aber würde es vergönnt sein, je ein größeres Werk ohne zahllose Störungen von der Konzeption bis zur Vollendung zu bringen? Es fehlte demnach seiner Künstlerschaft eine Grundbedingung zum Erfolg im Schaffen: Die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, die Unverrückbarkeit einer einmal gewonnenen Sammlung zum Werk, oder als Ersatz dafür die Elastizität: nach erlebter Störung zur gebotenen Stunde die alte Kraft und die sichere Hand wenigstens sofort wiederzufinden.

Was alles hatte er sich zugetraut! — nie würde er es erleben!

„Und dennoch! Ein Feiger, wer im Kampf die Flinte ins Korn wirft, wenn die ersten scharfen Schüsse fallen!“ sagte er sich schließlich. Jetzt erst, scheint es, geht das Ringen für mich an, jetzt erst kommen die Nöten, die verzweifelten Anstrengungen. Wohl denn, es muß sein, es muß zu Ende geführt werden, und kehre auch die erste glückliche Schaffensleichtigkeit bei dieser Auf-

gabe nicht wieder! Vielleicht ist das die Art, wie mein Talent überhaupt produziert und möglicherweise immer produzieren wird: mit Leichtigkeit, solange die erste Anspannung erhalten werden kann, und dann, einmal gestört, mit tausend Schwierigkeiten."

Sein Theoretisieren am Fenster hatte ihm einen gewissen Mut, einen Mut der Verzweiflung gegeben. Er wandte sich wieder gegen die Staffelei.

Aber, da er abermals vor der Leinwand stand, stutzte er. Wo beginnen mit der Tat? Mußte bei dem augenblicklichen begeisterungslosen Zustand seines Innern, bei diesem bloßen Gewissenhaftigkeitsschaffen, wie er es heute betreiben würde, nicht jeder neue Pinselstrich nüchtern bleiben? Konnte er heute wirklich etwas bessern? Verdarb er nicht vielleicht bloß noch mehr? Gewiß! Er mußte zuallererst wieder frischer werden; er hatte sich blind gesehen an seinem Bild. Er mußte sich gewaltsam zerstreuen, aus all' diesen entmutigenden Gedanken reißen und später unbefangener wieder vor das bisher Geschaffene treten.

Die folgenden vier Tage zwang er sich, dem Atelier fern zu bleiben. Er trieb sich umher in den Straßen, er wanderte stundenlang durch das Buschwerk und die Waldstände der Isarauen, durch die stille, frische Winternatur. Er vermied alle Kollegen und setzte sich am Abend in eine der gemütlichen alten Bierstuben am Platze, wo noch die absolute phlegmatische Sorglosigkeit, das derbe, breite Lebensbehagen seinen Stammsitz hat. Am zweiten Tage fuhr er nach Starnberg zum Eislauf auf dem See, am dritten Abend machte er bei Zakácsy Musik. Auf den vierten war eine Vorstellung von Tristan und Isolde angekündigt.

Mit einer Empfindung, als wäre da plötzlich sein innerstes, ihm selber noch nicht zum Bewußtsein gekommenes Bedürfnis getroffen, vernahm er das von dem Freund. War das nicht wie Geschick für ihn in diesem Augenblick: die Wirkung des letzten Aufzuges von Tristan wieder einmal in sich zu erleben, des Hohenliedes der Sehnsucht, einer rasenden und ersterbenden Sehnsucht?

Und die Schwesterkunst der Musik half ihm auch diesmal wieder empor in die Erhebung, in das heilige Fieber, das er zum eigenen Schaffen nötig hatte. Nicht nur gehoben, nein, hingerissen, berauscht, schmerzlich berauscht von der Musik und tragischen Größe von Tristans Tod auf seiner Burg in Bretagne, von der todesmüden Sehnsucht jener Zauberklänge verließ er das Haus. Immer die trübe, traurige Weise des Hirten auf Kareol in

der Seele, wanderte er, unfähig zu schlafen, noch lange herum in der Nacht und sang leise vor sich hin, wieder und wieder, die Worte des sterbenden Tristan beim Getön der heimatlichen Hirtenweise:

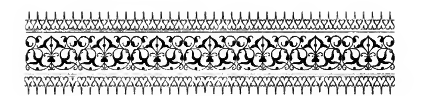
„Die alte Weise
Sehnsuchtsbang
Die einst mich frug
Und jetzt mich fragt
Zu welchem Loos erkoren
Ich damals wohl geboren?

— — — — — —

Zu welchem Loos?
Die alte Weise
Sagt mirs wieder:
Mich sehnen — und sterben!“



Walther Siegfried.



Adolf Vögtlin

von Brugg, geboren am 25. Februar 1861. Nach dem Besuch der Aarauer Kantonsschule studierte er in Genf, Basel und Straßburg und wirkte zwischenhinein eine zeitlang in England als Lehrer. Nach der Doktorpromotion in Straßburg war er Lehrer in Baden und später in Basel, gegenwärtig am zürcherischen Lehrerseminar Küßnacht.

Seine Werke sind: Meister Hansjakob. (Kulturhistorische Novelle). H. Haessel, Leipzig, 1. Aufl. 1891. 3. Aufl. 1902. — Heilige Menschen. (Novellensammlung). H. Haessel, Leipzig, 1. Auflage 1895. 2. Auflage 1902. — Das neue Gewissen. (Roman). H. Haessel, Leipzig, 1. Aufl. 1897. 2. Aufl. 1902. — Stimmen und Gestalten. (Gedichte). Verlag: Müller, Werder & Co., Zürich. 1. Aufl. 1901. 2. Aufl. 1902. — Rentier Säger. (Charakterschwank). Verlag: Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1901. —Der Kurort Baden in der Schweiz. 1901. — Liebesdienste. (Novellensammlung). Verlag: Adolf Bonz & Co., Stuttgart. 1903. — Uebersetzungen nach Guy de Maupassant: Pariser Abenteuer. (Novellen). Verlag: A. Langen, München. 1. Auflage 1897. 10. Aufl. 1902. — Der Regenschirm. (Novellen). Im gleichen Verlag. 1. Aufl. 1898. 5. Aufl. 1902.

Vaterwunsch.

(Aus „Stimmen und Gestalten“.)

Nur noch eine kleine Strecke
Möcht' ich mit den Kindern geh'n
Hand in Hand aus kühlem Tale
Zu den lichten, warmen Höh'n.

Lange noch in mildem Glanze
Liegt dort eine schöne Welt,
Fernhin führen gold'ne Straßen,
Von dem Abendschein erhellt.

Adolf Vögtlin.

Tochter, sieh, es fliegt dein Krieger
Siegbekränzt dort auf dich zu;
Sohn, geh hin und werd' ein Sieger
Mit des Geistes Waffen du!

Nur noch eine kleine Weile
Folg' ich dann dem jungen Glück;
Kehre, seinen Glanz im Auge
Gern ins dunkle Tal zurück.

Adam und Eva.

(Aus „Stimmen und Gestalten".)

Sie schwebt ihm auf dem sammetweichen Rasensteige
Im Abendlicht voran mit fruchtbelad'nem Zweige.
Dieselbe Sehnsucht lockt ihn nach den Einsamkeiten,
Wo laue Schatten ihre grünen Schleier breiten.
Dort bettet sie sich auf ein Lager von Lianen;
Er läßt sich stumm zu süßer Doppelruhe mahnen.
Kaum sieht er sich vom gold'nen Zweig entgegennicken
Die reife Frucht, langt er begierig sie zu pflücken.
Sie wehrt es ihm zum Spiel, und ob dem holden Streiten
Fühlt er sich jäh ihr an den zarten Busen gleiten.
Entbunden sind mit einem Schlag die heißen Gluten
Die langverhalten in geheimer Tiefe ruhten.
Und wallend lodern aus dem Lebensschoß die Flammen
Und schlagen in der Liebe Weihekuß zusammen.
Sie spüren höchste Schöpfungswonnen in sich brennen,
Als sollt' im Sturm ein Leben sich vom andern trennen.
Den Leib sich opfernd, wollen Seelen sich umarmen
Und fühlen eines neuen Lebens Keim erwarmen.
Nun segnet die Natur das frömmste ihrer Werke,
Die Liebe atmet auf, erlöst durch eig'ne Stärke.
Doch Eva trauert still, erschlafft von Schöpfungsschauern:
„Mir ist, als säh' ich fern des Todes Schatten lauern"
Und Adam: „Liebste, nein! Dem Dämmerlicht, dem fahlen,
Seh' ich getrost ein neues Morgenrot entstrahlen.
Nun träumen beide sie gelassen in die Fernen
Und seh'n ihr ewig Bild schon leuchten in den Sternen.
Dort wandelt Adam glanzberückt auf Evas Spuren
Von Ewigkeit her durch des Himmels blaue Fluren.

Adolf Vögtlin.

Ein Pfingstritt.

Kulturgeschichtliche Humoreske.

Im geräumigen Hof, der auf drei Seiten von einer hohen, efeuverschleierten Mauer, auf der vierten von dem in rotem Sandstein erbauten neugotischen Amtshaus der Herren Antistes von Basel abgeschlossen ist, tummelt sich im wohligen Licht der Pfingstsonne die Eselin des Oberhaupts der Basler Kirchen, auf der ihr Herr gelegentlich über Land reitet. Daß dieses Oberhaupt Hieronymus Burkhardt heißt, ist ein Zufall; weniger zufällig dagegen ist es, daß dieser Herr eine Eselin als Reittier auserkoren hat, denn sie gilt vor dem Volkswitz allgemein als die geweihte Trägerin von allerlei Scherzhandlungen; mit Buridans Esel jedoch ist sie durch kein einziges Blutströpfchen verwandt.

Der Frühlingstrieb regt sich in ihrem Blut; mutwillig schlägt sie mit den in der Winterrast steif gewordenen Hinterbeinen aus. Doch ist es nicht bös gemeint; denn friedlich schreitet sie hierauf, den Mauern entlang, auf die in Rabatten blühenden Pfingstrosen zu, schnuppert und zerrt daran herum, und schüttelt drollig den Kopf, wenn ihr der kühle Morgentau in die dampfenden Nüstern hinaufspritzt. Sie sucht sehnsüchtig nach den Disteln, die da im Vorjahr gegleißt haben. Vergebens. Jetzt kehrt sie sich um und sieht eine zeitlang bockstill nach dem Hoftor, das der Knecht ihr jeden Morgen um 9 Uhr öffnet. Drüben auf dem Münsterplatz, unmittelbar neben dem Dome, fließt ein Brunnen mit herrlichem Wasser, das sie allem andern vorzieht. Sie trabt immer allein zur Tränke dahin, und kehrt so pünktlich zurück, wie ihr Herr aus der Kirche. Heute wollen sich ihres Paradieses Pforten lange nicht öffnen. Unmutig wendet sie sich wieder den Blumen zu, beschnuppert, beleckt und rupft aus Mangel an Dornen die Rosen ab, läßt sie jedoch wieder fallen, da es doch keine Disteln sind.

Droben am Fenster sitzt der Herr Antistes und liest ein Buch über alte heidnische Gebräuche, die im deutschen Volk bis auf den heutigen Tag noch fortleben, über den Pfingstritt, das Maientrinken und das der heiligen Walpurgis gewidmete Minnetrinken. In ihm selber spukt von Zeit zu Zeit altheidnische Lustigkeit, und da er alleweil zu einem tollen Schabernack aufgelegt ist, hat ihm das fröhliche Volk der Basler bereits einen dichten Kranz von drolligen Sagen ums ehrwürdige Haupt gewunden.

Adolf Vögtlin.

Eben sieht er vom Buche auf, bemerkt das Treiben seines Tieres, schüttelt, wie es, bedenklich den Kopf und summt: „Ja, ja, es ist vorbei mit den Disteln von Jericho! ... 's geht mir wie Dir, Graukopf: Ich finde auch keine Disteln mehr!"

„Aber Hieronymus, das ist ja gar nicht nötig," flötete ihm von der entgegengesetzten Seite des Zimmers, wo sie im Erker mit ihrer Tochter Blumen erliest, die Gattin zu.

„Oho!" entgegnete der Antistes, indem er aufsteht, mit etwas aufgebauschtem Ernst: „Weil euer Jüngling Christoph Ramspeck heißt und wohlbestallter Pfarrer zu St. Elisabeth ist, nehmt ihr an, er dürfte sich unsere Judith nur so vom Präsentierteller herablecken wie ein Pfingstküchlein?"

„Aber Vater! lieber Vater!" ruft jetzt die edelgewachsene Tochter aus, indem sie aufspringt und von der Mitte des Zimmers bittflehend die Hände nach ihm verwirft: „Du wirst doch nicht einen von deinen Streichen .."

„Was werd' ich nicht? Was soll ich nicht?" herrschte er sie an. „Hab' ich mich je von euch abhalten lassen, zu tun, was mich der Geist der göttlichen Thorheit hieß, die, nach Paulus, weiser ist, denn die Menschen sind."

Judith schluchzte zum Herzbrechen.

„Daß dein Christoph ein auserwählter Kanzelredner ist, bestreitet außer seinen Kollegen niemand," fährt der Antistes, sich teilnahmsvoll seiner Tochter zuwendend, fort; „ob er aber als Mensch in jeder Lage den Mann zu stellen und sich zu behaupten vermag, das weißt du, liebe Judith, so wenig als ich. Und du, Katharina, meine liebwerte Ehegattin, so da keinen Baslerbatzen unbesehen in die Tasche steckt, solltest deinen Schwiegersohn ungeprüft in dein Haus aufnehmen wollen?"

„Dagegen kann ich nichts einwenden, lieber Hieronymus; nur alles auf ehrsame Weise!" erwiderte die edelmütige Hausfrau, indem sie die schön gewölbten, immer noch dunkeln Augenbrauen vornehm in die Höhe zieht.

„Ja, ums Himmels willen, nur diesmal keinen Schwabenstreich, sonst könnte am Ende Christoph ...." unterstützt die Tochter.

„Was könnte Christoph?" wettert jetzt der Antistes. „Er wird mich doch so nehmen müssen, wie ich bin! ... Aber so viel ich merke, seid ihr beide saumselig gewesen in Gott. Oder würdet ihr so unweise reden, wenn ihr Pauli Briefe an die Korinther

gelesen hättet, aus denen Christoph sich den Grundtext genommen hat für seine heutige Predigt! Merket euch: Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache."

Die Frauen fühlen sich in der Tat über einer Versäumnis ertappt und schweigen. Sie dürfen den Kirchengewaltigen auch nicht länger reizen; denn jeden Augenblick kann Christoph zum Morgengruß kommen.

Der Antistes steht am Fenster und sieht ein Weilchen seiner Eselin drunten im Hofe zu, die ihr Maul in Rosen badet. Vom St. Martinsturm rauscht die Klangflut der großen Münsterglocke herab und vermischt sich mit dem Lichtglanz im Hofe, so daß Licht und Laut wie flüssiges Gold singend vor ihm auf- und niederwogen. Das kommt ihm wundersam vor und bringt seine Phantasie zum spielen. Kaum wird er inne, daß es zum letztenmal zum Gottesdienst geläutet hat. Auf einmal beginnt er sich vergnügt die Hände zu reiben und damit zu klatschen.

„So wäre denn der Plan zu einem neuen Schabernack reif!" bemerkte Frau Katharina voll Ergebung.

„Ja wohl!" entgegnete er in übermütiger Freude, „etwas echt Germanisches! Einen Mairitt, einen Pfingstritt soll uns Christoph leisten, wie solchen noch kein sterbliches Auge gesehen . . ."

„He! Ihr da oben," frohlockt er zu den steifen Bildern seiner Vorgänger im Amte empor, welche schon zwei Wände bedecken, „schaut nicht so langweilig in die Welt hinein! Lustiger wird sie mit jedem Tag!"

Die Frauen wollen ihm ins Wort fallen.

„Nichts, nichts da!" wehrt er ab. „Seht, dort kommt Christoph schon über den Münsterplatz. Empfanget ihn, kleidet ihn, Talar, Bäffchen, Mütze, und hernach — sendet ihn zu mir in den Hof hinab und dann — lasset ihr geistliche Sachen geistlich richten, um mit Paulus zu reden!"

Die Frauen dürfen nicht daran denken, sich aufzulehnen. Täten sie es, so würden sie dadurch die Verlobung hinausschieben, wenn nicht gar auf eine schiefe Ebene bringen. Man muß dem Schalk im Priesterornat, der ja in wichtigen Kirchenangelegenheiten, da er die weggeworfene Würde immer wieder aufzunehmen weiß, mit Nachdruck und Erfolg arbeitet, einfach machen lassen und ihm selber den Spaß nicht verderben. Im Grunde hat das Ansehen der Familie trotz der Tollheiten ihres immergrünen Ober-

hauptes nie dauernden Schaden genommen. So beschließen sie denn, ihr Gewissen im Wasser der Unwissenheit zu baden, um nach beiden Seiten hin rein und unschuldig dazustehen. Als aber Christoph im schwarzen Harnisch Gottes, die ehrwürdigen Bäffchen vorgestreckt und das sittsame schwarze Mützchen auf den blondglänzenden Locken, so feierlich vor ihr steht, kann Judith nicht umhin, den ihr im Stillen schon längst Verlobten leise zu warnen: „Nimm dich vor dem Vater in Hut; er hat etwas Seltsames mit dir vor! Sei tapfer, wie ich dir gut bin!"

Damit küßt ihn Judith, der ahnungsvolle Engel, begleitet ihn zur Treppe und huscht ins Zimmer zurück, wo sie, am Hoffenster stehend, mit Besorgnis die Dinge kommen sieht.

Unten an der Hoftreppe nimmt ihn der Vater in bester Laune in Empfang. „Meister am göttlichen Wort! Könnet Ihr reiten?"

Verblüfft, sprachlos starrt ihm Pfarrer Ramspeck ins Gesicht.

„Ob Ihr reiten könnet, möchte ich wissen; denn abgesehen davon, daß ein Diener des göttlichen Geistes auch des Tieres, das den Herrn getragen hat, mächtig sein muß, verspüre ich eine unwiderstehliche Lust, wieder einmal einen Pfingstritt zu sehen."

„Muß es denn jetzt sein, Herr Antistes? Ihr sehet, ich stehe im pontifikalischen Gewande vor Euch, und die Stunde naht, da ich im Hause des Herrn . . ."

„Jetzt oder nie. Wer Mut hat, führt die Braut heim."

Ramspeck erkennt, daß der Herr Antistes seinen Spaß ernst nimmt. Nach einem Aufblick zu Judith, die ihm vom Fenster herab ermutigend zunickt, rafft er den schwarzen Talar, der ihm bis auf die Füße niedergeht, zaghaft wie eine Ehrenjungfrau auf und schwingt sich auf die Eselin, welche der Knecht herangeführt hat.

„Nun aber, wer sich dünken läßt, er reite, mag wohl zusehen, daß er nicht falle. Pfingstkönig, es gilt einen Ritt um Eure Pfingstkönigin, die als blühender Preis Euch von dort oben herabwinkt!" jubelte der Herr Antistes.

Damit überläßt der Knecht dem jungen Meister den Zaum, und Grauchen trabt munter im Hofe herum, doch immer dem Tore zustrebend. Judith schlägt eine helle Lache auf, sodaß die zahlreich herbeieilenden Kirchenbesucher vor ihrem Hause ein Weilchen stehen bleiben, und wirft ihrem Ritter Rosen zu. Als Ramspeck dem etwas engen Ausgang nahe kommt, wo die störrige Eselin nicht mehr umwenden will, hält der Herr Antistes das Tier an,

indem er den Reiter preist: „Wacker, ganz wacker. Ihr wäret reif für die reitende Leibgarde Friedrich Wilhelms von Preußen. Doch will es die alte Sitte, daß der Pfingstkönig seiner Königin von Herzen zutrinkt. Statt Maientau bieten wir Euch einen Kelch mit rotem Maispracher*) an. Trinket, Herr König!"

Um den Befehl gehorsamst auszuführen und um seiner Geliebten nicht über die eigene Schulter zutrinken zu müssen, dreht er sich sitzlings, so daß der Reiter nunmehr verkehrt, dem Schweif des Esels zugewandt, auf dem Tiere tront; dann schwenkt er den goldenen Becher, worauf er ihn huldigend an die Lippen setzt.

In diesem Augenblick zwinkert der boshafte Antistes seinem Knecht mit den Augen zu: das Tor geht auf, und die durstige Eselin trägt den Herrn Pfarrer in eifrigem Trab dem Münsterplatz zu. Vor den vielen Leuten, die dem Gotteshaus zuströmten, scheut sie ein wenig und geht schärfer, so daß sich der neugebackene Reiter wohl oder übel genötigt sieht, einen festeren Halt zu bekommen und zu diesem Zwecke der Eselin Schweif zu erfassen, die darob die Ohren sträußt und mit den Beinen gar heftig ausgreift.

Dergestalt reitet er über den Münsterplatz, auf den sich aus vier Gassen pfingstfrohe Menschen in feierlichen Schwärmen ergießen, seinen Höllenritt. Die Rosenblätter stieben vom schwarzen Talar hernieder, der das immer schärfer gehende Tier wie eine Trauerfahne umwallt, in welche der goldene Kelch allein noch einen hoffnungsvollen Lichtpunkt hineinsetzt. Die Schwärme stehen still und wollen die Eselin anhalten, besonders auch um den erlauchten Pfingstreiter in Augenschein zu nehmen, der sein Gesicht in den Falten des Talars zu bergen sucht.

„He! he!" ruft es, „die Eselin kennen wir, aber den Esel nicht!"

Es gibt ein Gelächter, und da man dem Tier von allen Seiten auf den Leib rückt, wird es störrisch und schlägt aus, was den Reiter neuerdings zwingt, den Schweif der edlen Trägerin zur Rettungsfahne zu erheben, an der er sich krampfhaft festhält. Da stimmt sie ihr babylonisches Geschrei an. Einer von den handfestesten Kirchgängern will ihr das Maul zuhalten, um ihr das Aufbegehren zu verleiden, worauf der Vierbeiner einen neuen Tanz aufführt. Da die Kühnsten zugleich auch am Talar

*) Kostbarer Rotwein aus der Umgebung von Basel.

des Pfarrherrn, den sie für einen vermummten Spaßmacher halten, zu zupfen anfangen und ein Gezänke und Gejohle erheben, richtet sich der Herr Pfarrer endlich auf, gibt sich zu erkennen und ruft die Verblüfften an: „Still, meine Herren, laßt erst meinen Esel schreien, und hernach spreche ein jeder, wenn die Reihe an ihn kommt.“

Als man den jungen Pfarrer Ramspeck trotz seines verstörten Gesichtes erkennt, macht sich das Erstaunen zweifach geltend: die Männer schüttelt es vor Lachen, die Frauen wissen nicht, ob sie mittun oder sich über den fastnachtmäßigen Auftritt des Pfarrherrn entsetzen sollen. Endlich bricht sich das Tier Bahn und hält vor dem Münsterbrunnen an — der Reiter steigt ab und rettet sich schleunig in die Sakristei.

Hieronymus nimmt mit seinen trostlosen Frauen auf den ihnen zukommenden Ehrenplätzen Platz, gespannt auf Ramspeck's Erörterungen und entschlossen, ihm die Hand der Tochter zu verweigern, bis er sich bei einem andern Schabernack bewähren würde, für den Fall, daß er in der gegenwärtigen heiklen Situation übel bestände.

Er hört, wie ein ungewohntes Zischeln durch den heiligen Raum geht. Als Ramspeck aber, wohl bleich, doch festen Schrittes die Treppe zur Kanzel hinaufsteigt und der Klang der Orgel verrauscht ist, herrscht erwartungsvolle Stille. Nach den üblichen Gebeten und dem einleitenden Gesang hebt er mit seiner Predigt an, die sich über die alte Parabel von der Notwendigkeit des Zusammenwirkens aller Teile des Leibes verbreitet und zu der er den Gedankenstoff aus dem zwölften Kapitel der Korinther I entnommen hat. Nur einmal können einige ihr Lachen nicht ganz unterdrücken, als er zu der Stelle kommt: „Es kann das Auge nicht sagen zu der Hand: Ich darf deiner nicht; oder wiederum das Haupt zu den Füßen: Ich darf euer nicht; sondern vielmehr die Glieder des Leibes, die uns dünken die schwächsten zu sein, sind die nötigsten.“

In den Chorstühlen, wo auch der Antistes mit seiner Familie zu sitzen pflegt, pfupft jemand, hörbar gegen seinen Willen, lachend heraus. Nun fühlt der Prediger plötzlich, daß er der Versammlung öffentlich eine Erklärung seines seltsamen Gebahrens schuldig ist, welche er denn auch sofort mit dem Paulinischen Spruch einleitet: „Ach, wir sind ein Schauspiel geworden der Welt und den Engeln und den Menschen! Wollte Gott, ihr

hieltet mir ein wenig Torheit zu gut; doch ihr haltet es mir zu gut."

Bald aber erhebt er sich zu seinem Mannesbewußtsein und ruft: „Mir aber ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde, oder von einem menschlichen Tage; auch richte ich mich selbst nicht. Der Herr ist es aber, der mich richtet. Nur weil ich Ihm nicht gleichen wollte, ritt ich anderer Haltung, als der Herr selber in Jerusalem einzog, auf dem Tiere des Herrn zur Kirche. Das geweihte Tier aber spendete mir an einem Ehrentage, da ich meine erste Predigt im heiligen Raum unseres Münsters halten und zugleich mein irdisches Glück begründen sollte, niemand anders als mein ehrwürdiger Vorsteher im Amte." Nachdem er geschlossen, verkündete er unter Hinweisung auf die dunkle Stelle von seinem irdischen Glück: „Es haben sich die Ehe versprochen: Christoph Ramspeck, Pfarrer zu St. Elisabeth, und Judith Burkhardt, Tochter des Antistes Hieronymus Burkhardt und der Katharina geb. Rhyner."

Da reißt der Herr Burkhardt die Augen weit auf; bald aber verbreitet sich ein Lächeln der Befriedigung über Ramspecks mannhafte Ausgleichung von seinen Mundwinkeln aus über das ganze Antlitz.

Als der Versuchte in die Sakristei geht, und die Kirche sich entleert hat, stürzt der Antistes, Gattin und Tochter ihm dicht auf den Fersen, mit offenen Armen herein: „Sei gegrüßt, Du wackerer Reiter und Streiter vor dem Herrn. Hier hast Du meine Judith. Du hast sie zwar schon zum voraus als Dein Hausgut angesprochen; allein es geschah in göttlicher Torheit, die weiser ist denn die Menschen sind. Sei hinfort fest, laß Dich nicht anfechten, sondern laß geistliche Sachen nur geistlich richten."

Bald darauf fand Ramspeck beim fröhlichen Mahl und im glücklichsten Augenspiel seiner Pfingstkönigin seinen Humor wieder, mit dem er nachgerade, ähnlich wie sein Schwiegervater, mit Recht auf seinen ersten Erfolg pochend, die gute Stadt Basel gelegentlich in die Schranken forderte. Nicht umsonst lautet seitdem in Basel eine Redensart:

„Es menschelt halt überall, sogar im Oberstpfarrhaus."



Adolf Vögtlin.



Fritz Marti

von Othmarsingen. Geboren am 26. April 1866 in Buchs bei Aarau. Verbrachte als Kind armer Eltern eine harte Jugend. Bildete sich zum Lehrer aus und wirkte in Schoren (Freiamt), Ennetbaden und Zürich als Lehrer. Studierte von 1892—1894 an der Universität Zürich Geschichte und Literatur. Seit 1899 Feuilletonredaktor der „Neuen Zürcher Zeitung".

In Buchform sind erschienen: Schmerzenskinder. Skizzen und Erzählungen. Bei Vogel in Glarus 1889. — Sonnenglauben. Neue Schweizeridyllen. Bei Otto Janke, Berlin 1896. — Das Vorspiel des Lebens. Eine Erzählung in Kindergeschichten. O. Janke, Berlin 1897. — Lebensbild des Seminardirektors Dr. Franz Dula. Schultheß u. Co., Zürich 1898. — Geschichte der Schützengesellschaft der Stadt Zürich. Zürich 1899. — Eine Novelle „Die Stadt" erschien 1897 in der „Deutschen Rundschau". — Ein großer Roman gelangt demnächst zur Vollendung.

Krähenglaube.

(Drittes Kapitel aus „Das Vorspiel des Lebens".)

Adolf allein stand absichtlich auf der Seite, während sich die ganze Schar der Schüler gegen die neue Schülerin hinstürzte, sie umdrängte und mit einem engen Kreise umschloß. Des Dorfwolfes Junge versetzte dem hintern Gliede einen heimtückischen Stoß, damit es auf die vordersten drücke und diese gegen das Kind stolperten. Jedoch das schöne, fremde Mädchen gab auf keinerlei Fragen Antwort, sondern schaute nur mit trotzigen Blicken den Neugierigen ins Gesicht. Und Adolf rief: „Schämt Euch, das fremde Kind zu plagen. Das ist natürlich wieder ein Stücklein von Klippers Ruedi". Dem sich entspinnenden Streite machte die Ankunft des Lehrers ein Ende.

Welche Genugtuung für Adolfs brennende Neugierde, daß dem neuen Ankömmling der leere Platz hinter seiner Bank angewiesen wurde. Jedenfalls war es ein Kind, das aus weiter Ferne gekommen war, andere Gegenden, schöne Städte und Dörfer und andere Menschen gesehen hatte und jedenfalls anders war als die Mädchen des Dorfes! Kein Wunder, daß es ein so feines Gesicht besaß, soviel schöner war als die übrigen Schülerinnen,

so hübsche Kleider trug! Und was mochte es erst alles in seinem Kopfe haben und wie viel geschickter war es ohne Zweifel als sie arme Dorfkinder, die kaum bis zum nächsten Städtchen kamen! Und feiner gesittet als sie war es auch, denn es saß ganz ruhig und still an seinem Platze und ließ nur die Blicke in dem fremden Schulzimmer herumspazieren.

Mit ehrfurchtsvoller Scheu schaute Adolf bisweilen nach dem Stadtkinde zurück. Denn aus einer Stadt war es zudem gekommen, aus einer großen Stadt mit all den Herrlichkeiten, die sich nur träumen lassen! Alle Augenblicke wandte er sich wieder nach dem bewunderten höheren Wesen zurück, mit der freundlichsten Miene und der größten Zärtlichkeit in den Augen.

Selbstbewußt saß das Mädchen da und kümmerte sich nicht um all die neugierigen Blicke. Nach mehreren vergeblichen Fragen des Lehrers zog es einen bis dahin vergessenen Brief hervor und überließ es gleichmütig dem Lehrer, daraus zu vernehmen, was er über sie zu wissen für nötig fand. Als dieser ihr aus einem Büchlein etwas abzuschreiben aufgab, um eine Schriftprobe zu sehen, setzte sich das Mädchen in Positur, rückte die Tafel zurecht, wühlte mit den Fingern in seiner schönen Schachtel, in der sich aber nichts befand als etwas rote und grüne Wolle, und saß dann wieder ruhig da, ohne sich eine Sorge darüber zu machen, daß es keinen Griffel zum Schreiben besaß.

Da geriet Adolf in fröhliche Aufregung, sogleich entschlossen zum schweren Opfer. Seinen schönsten neuen Griffel löste er aus der Umhüllung von Seidenpapier, den Griffel, den er mit aller Kunst gespitzt und nur für die Ueberschriften verwendete, und reichte ihn mit hochklopfendem Herzen und freudestrahlenden Blicken dem Mädchen. Dieses ergriff ihn ohne Umstände und ohne zu danken und fing sogleich an zu schreiben. Adolf aber war glücklich, daß er dem Mädchen den ersten Dienst hatte erweisen können und er schaute häufiger nach ihm zurück und vertrauter, indem er die Ehre und gewissermaßen das Recht zu einer Art Freundschaft erlangt hatte. Infolge dieses Rechtes beugte er sich mehr zurück, um die Schrift des Mädchens einer teilnahmsvollen Prüfung zu unterziehen, da schnellte seine neue Freundin empor und — streckte die Zunge gegen ihn heraus, und als er vor dem unerwarteten Phänomen sich nicht schnell genug von seinem Erstaunen erholte und noch immer das Unglaubliche nicht begriff, da fügte das kleine Fräulein die lange Nase hinzu.

Fritz Marti.

Jetzt aber fuhr Adolf wie von einer Nadel gestochen herum, beugte sich über seine Tafel und schrieb eifrig, ohne nochmals umzuschauen. Den kostbaren Griffel packte seine Freundin am Schlusse der Schule ohne weiteres in ihre Schachtel, ohne daß er ihn zurückverlangte. —

Fast um dieselbe Zeit hatte seine Krähe ein ähnliches Erlebnis, das sie aber noch etwas teurer zu stehen kam als blos einen Griffel. Das junge unerfahrene Tier konnte der Versuchung nicht widerstehen, durch die offene Türe von Adolfs Schlafkammer der Einsamkeit zu entrinnen und einen Spaziergang anzutreten. Sie hüpfte die schmale Treppe hinunter, auf jeder Stufe sich besinnend und von neuem wagend. Zum Glück befand sich die Mutter nicht in der Küche. Die Haustüre war leider geschlossen, aber dafür die Stubentür nur angelehnt. Die Krähe zwängte sich hindurch und hüpfte nun über den blank gescheuerten Stubenboden. Aber ihr Ziel ging höher. Und nach mehreren Anläufen gelang es ihr, sich auf den Stuhl zu schwingen, von da auf das Fenstergesimse und noch höher auf den blühenden Geraniumstock! Da aber geschah etwas Unerwartetes: ein Krach, ein Gepolter, und die Krähe fand sich überschlagen wieder auf dem Boden. Aber mit ihr auch der Topf, zerbrochen und die Erde über den reinlichen Boden zerstreut. Und vom Blumenstock war das schönste Schoß mit einem ganzen Büschel Knospen abgebrochen.

„Daß dich die Katze fräße!" sagte ärgerlich die hereingetretene Mutter, und die Krähe sah sich zu ihrem Erstaunen plötzlich durch den geöffneten Fensterflügel, zwar etwas unsanft, aber wirklich in die Freiheit befördert.

Als sie endlich die Tatsache begriff, schwang sie fröhlich die gestutzten Flügel und ohne sich sehr um das angewünschte schlimme Schicksal, noch über die unfreundliche Art der Befreiung zu grämen, machte sie sogleich Gebrauch davon. Nach dem Schulhause hinüber gelüstete es sie nicht, denn dort saßen die Kinder in langen Reihen gebückt und zwischen diesen spazierte der Lehrer mit dem langen Lineal hinter dem Rücken. Weiter oben lockte wohl das Dorfkirchlein mit dem roten Dach, dem spitzen Turm und dem Hahn darauf, aber die Kirchhofmauer war zu hoch für eine Krähe, die nicht fliegen konnte und dem Gockel seine stolze Höhe lassen mußte. Doch abwärts, jenseits der großen Wiese, um welche das Dorf sich gruppierte, dort war noch unbekanntes Land! Ueber die steinige Flur, am Holzschuppen und dem Garten vorbei führte sie der

Weg und es wurde immer schöner. Jenseits der Straße lockte eine Gesellschaft Hühner. Sie wagte sich hinüber, zwischen der Metzgerei und dem Nachbarhause hinunter über das kleine, steinige Brücklein, und jetzt war sie im Baumgarten und hatte die Aussicht auf das Dorf jenseits der großen Wiese und des Baches, wo die Häuser stolzer und schöner waren mit weißen Mauern und roten Ziegeldächern, hinter denen der grüne Wiesenhügel emporstieg und in größerer Ferne der Wald.

Nun schlug der Hund an unter der Laube auf der Hinterseite der Metzgerei und an seiner langen Leine fuhr er mit wütendem Gebell hin und her. Unter dem Dache des Hauses, das rechts den Baumgarten begrenzte, saß ein Mann und schlug mit dem Hammer auf die Sense, daß es laut klang und die Krähe in übermütige Stimmung versetzte, also daß sie einen Anlauf nahm, um sich auf die Stange zu setzen, die Baumgarten und Wiese schied. Aber auf dem glatt geschälten Stämmchen glitschte sie stets wieder aus oder verlor vielmehr, oben angekommen, sofort das Gleichgewicht und purzelte auf der andern Seite herunter. Zuletzt gab sie das undankbare Bemühen auf und schlüpfte bescheiden unten durch in die Wiese. Dort steckte eine Rute im Boden, an deren Spitze eine große, schwarze Schärmaus hing mit zierlichen weißen Füßen. Die Schärmaus aber hatte den Hals in einer Schlinge und war tot. In der Wiese war eine Menge dem Mäusegalgen ähnlicher Ruten in einem Bogen gespannt. Wenn der einladende Sitz nicht hoch war, so war er dafür erreichbar, die Krallen konnten die Gerte umspannen und vergnügt wiegte sich die Krähe auf dem leise schwankenden Zweige, da schnellte dieser plötzlich an einem Ende empor, die Krähe flog zu ihrer Ueberraschung hoch in die Luft, benutzte aber mit Geistesgegenwart schnell die herrliche Gelegenheit und verlängerte den Luftflug und es verschlug nichts, daß sie bei der Wiederankunft auf der Erde sich überschlug: die Flügel badeten sich dabei in glitzerndem Tau. Voll Freude hüpfte sie auf den andern Bogen, die Luftreise wiederholte sich, der Hund bellte vor Neid auf der Laube, die Krähe im Glücksrausch flog immer weiter, von einem Bogen zum andern, und jedesmal konnte sie fliegen wie eine Krähe mit richtigen Flügeln. Sie wußte sich nicht zu fassen vor Lust. —

Unter seinem Dache saß der dengelnde Mauser, blickte zufällig auf, stutzte, streckte das Kinn noch höher und sah schärfer hin. Eben flog die Krähe wieder durch die Luft und an Stelle des

Bogens war wieder eine senkrecht stehende Rute. Da stand er auf, zog unter dem niedern Dache des angebauten Schuppens einen langen Bohnenstickel hervor und schritt gegen die Wiese.

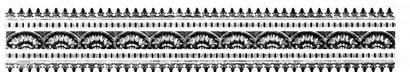
Die Krähe war eben im Begriffe, nach einem neuen Bogen zu hüpfen. Wie sie aber den Mauser erblickte, eilte sie ihm freudestrahlend entgegen. Der Stickel hob sich langsam in die Höhe. Die Krähe öffnete den Schnabel, um den Mann zu begrüßen, ihm ihr Glück zu rühmen und für ihre Kunst das gebührende Lob einzuheimsen, da sauste zur Antwort die Stange auf sie nieder, daß das schwarze Gefieder und das grüne Gras sich mit Blut bespritzten. —

In diesem Augenblicke war die Schule aus, Adolf sah die vordern Schüler zu einer Gruppe sich stauen und kam voll schlimmer Ahnung zur Stelle, eben als die blutende Krähe noch gegen ihren Mörder zuhüpfte, zu dessen Füßen umfiel, mit Flügeln und Beinen zuckte und verendete. Schreiend warf er sich zu dem toten Liebling nieder. Der Mauser aber, umringt von der Schülerschar, geriet in einen nachträglichen, zu seiner Rechtfertigung dienenden Zorn: „Was braucht sie mir meine Fallen loszuspannen, ich mache nicht den Narren zweimal umsonst!"

„Es ist ganz recht!" rief der Metzgerbursche in der weißen, blutbespritzten Bluse von der Laube herunter. Schluchzend nahm Adolf die tote Krähe auf den Arm und trug sie, gefolgt von der bestürzten Schülerschar, zur standesgemäßen, feierlichen Bestattung nach Hause.



Fritz Marti.



Jost Winteler

wurde geboren 1846 auf Kerenzen am Walensee (Filzbach), als jüngstes Kind des Volksschullehrers und Landwirts Mathias Winteler. Den größten Teil seiner Jugendjahre verbrachte er auf einem hoch und einsam gelegenen Berggute im obern Toggenburg. Erst zum Lehrer, dann zum Pfarrer bestimmt, erhielt er seine Mittelschulbildung am Progymnasium in Schiers (Prättigau) und drei Jahre lang an den Oberklassen der thurgauischen Kantonsschule, besuchte während fünf Semestern die Universitäten Zürich und Basel und, nach Abwendung von der Theologie, Jena (von 1870—74), erhielt den Doktorgrad der Universität Leipzig auf Grund seines Werkes „Die Kerenzer Mundart" (1876), war Gymnasiallehrer in Burgdorf, Kanton Bern (1876—80), Schuldirektor in Murten (1880—84) und seitdem Lehrer an der aargauischen Kantonsschule. Neben einer Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten veröffentlichte er in dieser Zeit den „Tycho Pantander", eine Geistesentwicklung in Liedern (1890).

Soweit sie nicht aus dem letztgenannten Werke entnommen sind, gehören die folgenden Stücke in der Hauptsache dem Jahre 1874 an, mit seiner Bundesverfassungsrevision, Militärreorganisation und Befestigungsfrage. Vgl. dazu das Pantanderstück: Suchen nach Gott, Strophe 5. Der Dialekt entspricht der Heimat des Verfassers.

D' Schwyzer Wy.

Der Rhywind[1] ist e chüele Purscht[2] —
Der Rhywy ist e warme,
Und wer-e tringgt, nüd über-e Turst,
Dem gitt er Herz und Arme.[3]

Der mein-i nüd im Pfaffeland.[4]
I tue-n-en au nüd abe,[5]
Nu d'Fassig[6] sig für allerhand,
Was nüd dri g'hört, nüd b'habe.[7]

[1] Rheinwind = Bise. [2] Bursche. [3] Mut und Kraft. [4] = Pfaffengasse, Gegend des Rheinweins. [5] Setze ihn nicht herunter. [6] Fassung, Gebinde. [7] Wasserdicht.

Ich meine-n iez der eigi Wy,
Malanser und Schaffhuser.
Mit em Elsäßer wäred's dry,
Bloß ist der z'tür, der Luser.[7]

Es ist[8] em Recht: er hätt'[9] doch au
Schu g'schwyzeret vor Altem.[10]
D' Helvezia ist en armi Frau —
Z'letscht[11] chunnt e Zyt, sie g'fallt-em.[12] —

Waadtländer, du bist g'schyder gsy,
Du heschst di nüd lu b'schysse,
Du heschst dir's ebe nüd lu ni:
Zum Rote g'höri Wyße. —

Die alte Chirezer,[13] die heid digg[14]
Schier nu Veltliner möge.
Ihr Pünter,[15] da heid Ihr e Spigg:[16]
Jez chunnt er uß wältsche Böge.[17])

E rare[18] Wy isch allweg g'sy — —
Mer weid is hüt nüd chlage.
Es chännt ja böser mit is sy[19]
Na sövel[20] böse Tage. —

Ihr Schwyzermanne mitenand —
Das sind dry wagger Näme:
Waadtländer, Malanser, Schaffhuser zur Hand!
Die dry, die g'höred z'säme.

Schweizerbanner.

So lange um St. Gotthards wilde Höh'n
Sich unsr'rer Alpen grüne Täler drängen,
Säntis und Jura Flankenwache steh'n
Und unser Rhein fließt an des Schwarzwalds Hängen:
So lang soll hoch dein Gottesbanner weh'n,
Helvetia, in des Völkerringkampfs Gängen.

Auf diesem Banner droht kein Waffenbild,
Kein Raubgetier, mit Rachen oder Kralle:
In Blut getaucht auf manchem Schlachtgefild
Ward's von den Helden uns'rer Ruhmeshalle
Im Namen des, der unschuldsvoll und mild,
Die Liebe aller kündend, starb für alle.

---

[7] Stets scherzhaft gemeint. Etwa = der Schlingel. [8] Geschieht. [9] Wenn er dran denken wollte. [10] Vor Alters. [11] Wer weiß, am Ende . . . [12] Diese Knappheit der Ausdrucksweise ist spezifisch mundartlich. Es war damals etwa von Neutralisierung die Rede. [13] Kerenzer. [14] Einst. [15] Graubündner. [16] Nasenstüber. [17] Verkaufsläden. [18] Köstlich. [19] Um uns stehen. [20] So viel.

Jost Winteler.

Weß heut der Mensch sich rühmt — wer hat's getan?
Wer hat dafür geblutet und gestritten?
Semite, Grieche, Römer und German,
Kolumbus, Pabst, Franzosen, Deutsche, Britten . . .
Das auszudenken — allen steht's wohl an:
Doch uns vor allen. Denn wir sind inmitten.

Hier hat Europa ihr weltschlagend Herz
Mit schutzgeweihtem Schildesrand umschlungen,
Daß, sicher vor des Rassenmordes Erz,
Zum Brudergruß sich einten alle Zungen.
„Feindschaft dem Hasse!" halle der Schlag des Schwerts,
Wird künftig noch allhier ein Schwert geschwungen.

Die Losung steht auf unserm Schildesrand,
Rotglüh'nden Firnen, leuchtend eingeschrieben.
Auf stehe, wie ein Mann, das ganze Land,
Wird Götzendienst des Stammbaums hier getrieben:
Bis freie Völker, von Meer zu Meeresstrand,
Das Mutterherz verstehen, und sich lieben.

❦

Si vis pacem, para bellum.

Ihr Manne-n a der Aar und a der Linth,[1])
Und ihr vum Bodesee gu Basel abe:
Tüend d'Auge-n uf und chiesed ech der Wind:[2]
Wänn's herbstet, faht der Mungg[3] a teufer[4] grabe.

I fürcht', i fürcht', ihr chämed z'letscht dä z'spat!
Uff all Fäl höred uf mit dem Zifyrle,[5]
Und lueged z'erst, eb ds'Husli sicher staht,
Wänn d'Laui chunnt! Ihr chänd dä wieder pürle.[6]

Mer hätted iez dä Choliposte[7] gnueg,
Die wältsch und dütsch Ufählbarkeit z'verfergge,
Und ander „Poste"-n, Eidsgnoß, wärli lueg,
Es wär bald Zyt, au öppis vun-ne z'gmergge.

Es ist nüd g'seit, as mir iez ganz älei
Vu hür uff ds'Jahr[8] Alls müesed überstürbe-n[9]
Und nüere.[10] Wer g'schyd ist, dänggt echlei
Und sorget bi-me Weidlig[11] z'erst für d'Gürbe.[12]

---

[1] Limmat. [2] Prüfet den Wind (nach Gemsjägerart). [3] Murmeltier. [4] Tiefer. [5] Unschlüssiges Schwanken. [6] Etwa = g'schäftle. [7] Eisenbahnen. [8] In Jahresfrist. [9] Auf den Kopf stellen. [10] Neu machen — sc. in politisch-sozialen Dingen. [11] Kahn. [12] Kahnrippen.

Bim guete Schu[13] isch frÿli ja e Staat,[14]
E so-nes liechts Schalüppli umme z'gole[15] —
Bis z'letscht e Leidi[16] chunt, und's überschlaht:
Dä muß des Best, wänn's druf ist, halt vertrohle. —

Jhr Manne, dere Meinig fimmer all:
Uff üsers Schiffli ist nüd wänig g'lade.
Es ist es Erb,[17] und d's Wasser ist im Wall:[18]
Jez luegeb wuel, und b'hüeted ech vor Schade! —

Aus dem Cycho Pantander.

Entdeckung.

Fernem Ost zu im Steppenschilfwald
Wo das Morgenrot steigt,
Hat die Mutter über deine Wiege
Sich sinnend geneigt.

Fernem Ost zu, am Schilfwald —
Gar lang ist es her —
Schritt mein Urahn durch's Gefilde
Mit Bogen und Speer.

Fernem Ost zu, durch's Schilfmeer
Singt der Wind durch die Nacht,
Wie er tausend, tausend Jahr schon
Uns'rer Liebe gedacht.

Gewittersturm.

Es brauset draußen Gewittersturm,
Im Herzen drinn, da nagt ein Wurm.
Dem Sturme stürzen die Bäume stark,
Der Wurm, der Wurm, der bohrt ins Mark.

Es brandet grimmig des Sees Flut
Und fieberheiß auf wallt mein Blut.
Dem Sturm tagt morgen ein Friedenstag.
Ob's Frieden im Herzen auch werden mag? —

Sternlein.

Jhr Sternlein am Himmel,
Ist's ja heut doch so trüb,
Und ihr brecht durch die Wolken
So klar und so lieb!

Hat sie euch gebeten,
Mein gedacht, so treu gesinnt?
Ja, da müßt ihr wohl grüßen
Trotz Wetter und Wind.

---

[13] Beständiges Schönwetter. [14] Eine Pracht. [15] Spielend zu lenken. [16] Unwetter. [17] Vätererbe. [18] Wallung.

Jost Winteler.

Denn ernst ist ihr Bitten
Und seelenstark,
Und wen sie nur ansieht,
Dem dringt es ins Mark.

Wollt jemand versagen
Diesem Blick so kindesweich,
So würd' er unselig,
Selbst dort oben bei euch. —

O Sternlein, grüßt wieder
Und sagt ihr zurück:
Wie trüb sei der Himmel,
Hell, wie ihr, strahlt mein Glück.

Im dunkeln Tann.

Wie fernes Meer
Erbraust der dunkle Tann,
Geheimnisvoll und hehr,
Als sänn er, was kein Weiser durch noch sann,
Als ruhte schwer
Auf seiner Seele banger Rätsel Bann,
Verschollne Mär,
Die er nur fühlen, niemand sagen kann. —
Mir ist, als wär
Mein fernes Lieb hier wandelnd durch den Tann,
Das freudeleer,
Verraten rohem, ungeliebtem Mann,
Schmerzvoll verlangend nach der Wiederkehr,
Seufzt: Wann, ihr hohen Himmelsmächte, wann?—

Winters Wiederkehr.

Decke noch einmal alle Frühlingsblüten zu,
Wiege noch einmal alles Leben zur Ruh.
Senke in Schlummer auch, was mir durch die Seele zieht,
Wie die Blumen laß sterben meine Liebe, mein Lied.

Vergleiche.

Der Frühlingswind kost schmachtend im Gezweig
Haarwallender Birken — doch das warst du nicht.
Auch, von des Himmels sonnigheiterm Reich
Wonnig durchflossen, die Buche, warst du nicht.
Der ernsten, stolzen Tanne warst du gleich,
Was sie durchbraust, versteht die Menge nicht.
Mir ganz allein auch warst du die Linde weich,
Traumselig flüsternd in der Sterne Licht.

Liedesverklärung.

Was du im Leben nicht verloren,
Im Seelenschmerz dir neu geboren —
Das magst du noch so hoch verehren,
Du wirst es nie zum Lied verklären.

Jost Winteler.

Kurzes Gedächtnis.

Die Regel haben sie gleich kapiert:
Friß oder werde gefressen.
Doch daß der Mensch anfängt just da,
Wo sie aufhört — haben sie leider vergessen.

Hammer oder Amboss.

Man predigt die Sentenz in allen Weisen:
Mensch, du mußt Hammer oder Amboß sein!
Ein Drittes, mein ich, wär doch noch das Eisen,
Um dessen willen Dasein ward den zwei'n.
Die Beiden sind mir wirklich zu gemein,
Der Bestien Bild, die sinnlos sich zerreißen.
Und kann ich unter Schlägen nur gedeihn:
Axt, Pflugschaar, Hacke, Spaten — will ich heißen,
Oder ein Schwert, o Gott, im Dienste dein! —

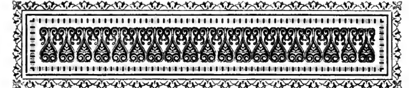
Hornstoss.

O Gott! dich suchen, tief von Schmerz erfüllt,
Viel tausend Herzen, so dich scheinbar hassen —
Doch hinter Wolken hast du dich verhüllt.
O möchtest du dich wieder schauen lassen!

O leg auf Lippen wieder, dir geweiht,
Verständlich allen, deinen heil'gen Namen,
Und laß sie blasen hell ins Horn der Zeit,
Daß es durch alle Welt erhallet. Amen.



Jost Winteler.



Fanny Oschwald-Ringier

wurde im November 1840 als Tochter des nachmaligen Nationalrates Rud. Ringier in Lenzburg geboren und begann ihre literarische Produktion erst als vierzigjährige Frau und Mutter. Seit 1895 lebt die ebenso feinsinnige als temperamentvolle Dichterin in Basel. — Ihre Werke sind alle bei Sauerländer in Aarau erschienen, nämlich: Laßt hören aus alter Zeit. Dramat. Bilder aus der Schweizergeschichte (darunter das Lenzburger Festspiel). — Aller Gattig Lüt. Erzählungen im Aargauer Dialekt. 2. Auflage, — Dies und das. Geschichten und Novellen. — Us der Burestube. (Theaterstücke im Dialekt). 2. Auflage. — E gföhrliche Chranket. Schwank. 2. Auflage.

Ein weiterer Band mundartlicher Erzählungen, betitelt „Strubi Zyte“, ist im Erscheinen begriffen.

Barbarossa auf Schloss Lenzburg.

(Aus: „Laßt hören aus alter Zeit“.)

Personen:

Kaiser Barbarossa.
Graf Ulrich von Lenzburg.
Gräfin von Lenzburg, seine Mutter.
Rotburga von Lenzburg, seine Gemahlin.
Schloßvogt.
Zwei Knappen.

Ein Ritter.
Einige Edelfräulein im Gefolge der Gräfinnen.
Begleiter des Kaisers.
Dienstleute vom Schloß Lenzburg.
Knappen. Kriegsleute. Volk.

Ort der Handlung: Platz am Waldessaum, am Fuße des Schloßberges.

Szenerie.

Bergabhang. Vorn als Hauptbühne, ein Plateau mit einer Steinbank, (links) hinter dem ein Bildstock mit einem Marienbilde steht. Im Hintergrund führen einige Stufen auf eine schmale Oberbühne (gleichsam auf einem obern Weg), von dem aus sich nach rechts und links aufwärts führende Pfade zwischen Busch und Feld verlieren. Rechts, in der Tiefe, ist der See gedacht, links die von Luzern landauswärts führende Straße. Die Szenerie bleibt während der ganzen Aufführung unverändert, und die beiden Abteilungen schließen sich, ohne Unterbrechung, unmittelbar aneinander an, als fortlaufende Handlung. (Rechts und links vom Zuschauer aus.) (Chorgesang in der Ferne. Auf der Unterbühne erscheint der Schloßvogt, gefolgt von einigen Lenzburger Dienstleuten.)

Fanny Oschwald-Ringier.

Vogt.

Das Volk ist von dem Anger fernzuhalten,
Bis daß der Kaiser kommt. Der müß'gen Neugier
Sei Zutritt hier verwehrt!
(Einige Knappen steigen auf die Oberbühne, Glockenklänge aus der Waldkapelle.)

Knappe.

Hört ihr das Glöcklein?
Die heil'ge Messe ist zu Ende. — Seht
Schon öffnet sich der Waldkapelle Pforte
Und Frau'ngewänder schimmern durch das Laubwerk.

Vogt (zu den Dienstleuten).

So stelle jeder sich auf seinen Posten:
Du Wulf, trägst Sorge, daß der Frauen Zelter
Am Hohlweg steh'n. Der Knappe Siegwart aber
Reit' unserm Herrn entgegen und vermeld' ihm;
Daß Mutter und Gemahlin seiner harren.

Knappen (den Frauen entgegenrufend).

Lang leben unsere hohen Frau'n von Lenzburg!

Vogt.

Gebt Ruh', ihr Knappen! Jetzt ist nicht die Stunde,
Um eure Huldigungen anzubringen!
(Auf der Oberbühne erscheint der Zug der Frauen: Mutter und Gemahlin des Grafen mit einigen Edelfräulein.)

Gräfin Mutter.

Ja, meine Tochter, — oft hab' ich's erfahren,
Daß uns die beste Kraft von oben kommt!
Wie fühlst Du Dich?

Gräfin Rotburga.

Ach, ohne Trost, Frau Mutter!
Umsonst hab' um Ergebung ich gefleht, —
Mir bricht das Herz in dieser Trennungsstunde!

Mutter.

O Kind, das Herz ist stärker, als Du denkst,
Und vieles kann's ertragen, wenn es muß!

Gräfin.

Doch, wo liegt hier Notwendigkeit? Muß Ulrich,
Muß unser lieber Herr, jedweder Laune,
Jedwedem Wink der Kaiserhand gehorchen,
Nur weil der Mächt'ge den bewährten Freund
Und Kampfgenossen nimmer missen mag?

Fanny Oschwald-Ringier.

Mutter.

Mein Sohn gehorcht der Pflicht, wie seine Väter,
Die nie sich weigerten, ihr Schwert zu zieh'n,
Für die gerechte Sache und den Kaiser. —
Vergiß es nie, daß er ein Lenzburg ist,
Er weiß am besten, was die Ritterehre
Des mächt'gen Grafenstammes von ihm fordert.
Darum sei standhaft, Kind! Graf Ulrichs Weib
Muß tapfer sein!

Gräfin.

O, Mutter, Ihr seid stark!

Mutter (für sich).

Ach, daß ich's wäre! — Sieh, da kommt er schon.

Gräfin (ihm entgegen).

Er steigt vom Pferd. — O Du, mein lieber Herr!

Graf von Lenzburg (steigt auf die Oberbühne).

Mein Weib — ich grüße Dich! — Willkommen, Mutter,
Willkommen und lebt wohl! — Vorausgesprengt
Bin ich dem Kaisertroß; es drängt die Zeit,
Und kurz bemessen ist der Augenblick
Zum letzten kargen Gruß; drum ohne zögern
Aussprechen laßt uns, weß' die Herzen voll!

Gräfin.

O Ulrich, mein Gemahl, wann kehrst Du wieder?

Graf.

Sobald es Gott gefällt, uns sieggekrönt
Zurückzuführen an den heim'schen Herd!
— Jenseits der Alpen liegt ein schönes Land,
Das köstlich süße, goldne Früchte zeitigt.
Ich ziehe hin, Dir solche Frucht zu holen:
Wer weiß, vielleicht ist's — eine Herzogskrone,
Mit der ich meiner Gattin goldnen Scheitel
Heimkehrend schmücken darf! —

Mutter.

O Ulrich, Ulrich,
Nicht stehe Dir der Sinn nach fremden Kronen!
Schon etliche aus unserm Blut und Stamm,
Sie haben schwer an solcher Zier getragen,
Als Fürsten von Spoleto, von Ravenna
Und von Toscana ruh'n in fremder Erde
Sie längst von ihren Herrschermühen aus.
Sag' an, war es ihr Glück?

Fanny Oschwald-Ringier.

Graf.

Es war ihr Ruhm! —
Doch jetzt, — der Feldherr naht, — es geht ans Scheiden.
Dir, Mutter, übergeb' ich hier mein Liebstes,
Notburga, sie, mein Weib! — Sei ihr Berater,
Sei Stütze ihr und Stab: ich weiß, Du kannst's,
Des Schicksals rauhe Hand hat Dich gestählt:
Du bist ein Mann an Willen und an Kraft,
An Lieb' und Treue bist Du Weib und Mutter! —
Notburga, komm! Hier dieses graue Haupt,
Es sei dir heilig, heiliger sei Dir nichts!
Was Du der Mutter tust, Du tust's dem Sohn
Und auch Dir selbst, denn alle sind wir Eins:
Und nun — ich werde weich — gehabt euch wohl,
Und denket mein in stiller Kemenate!

Mutter.

Graf Ulrich, wohl Dein Haus hast Du bestellt,
Doch sage an, wie steht's um Deine Herrschaft?
Um Land und Volk und um Dein Richteramt?

Graf.

Das alles ist in gute Hand gelegt,
Und treu wird es verwaltet und besorgt,
Bis daß ich, Rechnung heischend, wiederkehre.

Gräfin.

Mir, Mutter, hat er Großes anvertraut,
Denn alle Werke der Barmherzigkeit
Hat er der Gattin Obhut anbefohlen.

Graf.

Mit Fug und Recht! Man hat in heil'ger Taufe
Notburga Dich genannt, sei eine Notburg
Für alle, die — entbehrend meines Schutzes —
Der Willkür und Gewalt sind preisgegeben.

Mutter.

„Der Willkür und Gewalt sind preisgegeben?"
Mein Sohn, Du sprichst von dem, was nahe liegt,
Allein, wie soll der schwache Arm der Frau
Sich schützend strecken über Weitentleg'ne?
Mein Blick schweift über Deine Landesmarken
Hinaus. Dort, an des blauen Sees Gestade
Schaut er ein grün Gebirgsland; freien Männern,
Die nie der Knechtschaft läst'ge Fesseln trugen,
Gehöret der Waldstätte heil'ger Boden,
Sich selbst regierend nach ererbtem Recht,
Nur Gott als ihren höchsten Herrn erkennend,

Fanny Oschwald-Ringier.

Doch fürchtend bösen Nachbars Hinterlist,
Befahlen sie sich seit Urväterzeit
In Lenzburg's mächt'gen Schutz. — Dir, o mein Sohn,
Gehört heut' ihr Vertrau'n! — Schlimm ist die Zeit,
Denn seit der kaiserliche Richterspruch
Dem Kloster Recht gab in der streit'gen Sache,
Und seit, Gehorsam weigernd, Schwyz und Uri
Und Unterwalden jenem Urteil trotzten,
Liegt schwer die Reichsacht und der Bann auf ihnen.
Was soll nun werden, sprich, wenn den Verfehmten
Der Schirmherr fehlt, von dem sie gläubig hoffen,
Daß gegen eine Welt er sie beschütze?

Graf.

Du denkst zu hoch von meiner Macht, Frau Mutter;
Blieb' ich auch hier, es wär' zu klein mein Schild
Sie zu bedecken. — Landesacht und Bann
Kann lösen nur allein, der sie verhängt!

Mutter.

Dann helfe Gott den schwerbedrängten Landen
Wenn also schwachgemut ihr Schirmherr spricht!

Gräfin.

Ich bitt' Euch herzlich, teure Mutter, schweigt,
Berühret nicht die schmerzlich off'ne Wunde.
Ihr wißt es ja, mein lieber Herr trägt schwer
An der Waldstätte unverdientem Loos,
Das er mit seinem besten Wunsch und Willen
Doch nimmermehr zum Guten wenden kann.

Mutter.

Nicht können? — Hör' ich recht? Gibts für den Grafen
Ulrich von Lenzburg wirklich solch ein Wort?

Knappe (von unten).

Der Kaiser naht! — Verzeiht, daß ich Euch störe,
Der Boden schüttert schon von Rosseshuf.
Und die Trompeten schmettern, hört Ihr's nicht?

Graf (aus tiefem Sinnen erwachend).

Ich hör' nur meine Mutter und ich dank' ihr,
Daß sie so stolz von ihrem Sohne denkt! —

(Fanfaren: Zuruf von der Oberbühne.)

„Heil unserm Kaiser Friedrich! Heil dem Kaiser!"

(Der Kaiser erscheint zu Pferd auf der Unterbühne, steigt ab und begibt sich auf die Oberbühne.)

Fanny Oschwald-Ringier.

Kaiser.

Seid mir gegrüßt, ihr edlen Frau'n von Lenzburg!
Es suchte Euch mein Auge auf der Burg,
Und nun erfreut im Tal mich Euer Anblick.

Gräfin.

Für unseres Herrn und Kaisers gute Wegfahrt
Ein frommes Bittgebet zur Gnadenmutter
Emporzusenden aus der Waldkapelle,
War Zweck und Ursach' unseres frühen Abstiegs.

Kaiser.

Ich dank Euch, Gräfin. — Aus so holdem Munde
Muß jede Bitte ja Erhörung finden.

Mutter.

Und aus so reiner Seele, hoher Herr!

Kaiser.

Euch, Gräfin Mutter, würdigste der Frauen,
Hab' ich noch ganz besondern Dank zu sagen;
Denn köstlich rastet sich's in Eurer Hut,
Und Euer Kaiser wird sich gern erinnern
An diese schönen, sonnenhellen Tage,
Die er auf Lenzburgs Felsenschloß verlebt!
Es werden ihnen andre, ernstre folgen.
Jenseits des Alpenwalls. — Hier, Euren Sohn,
Den liebsten mir von meinen Kriegsgenossen,
— Wie leid mir's tut — entführen muß ich ihn!
Doch hoff' ich heil und ruhmbedeckt ihn einst
Zurück zu führen nach vollbrachter Tat.
Ich bitt' Euch, edle Frauen, zürnet nicht,
Daß ich dies Opfer von Euch heischen muß.

Mutter.

Dem Heere und dem Kaiser gab ich schon
Der Söhne vier. — Es folge dieser letzte
Wie seine Brüder willig dem Panier!

Kaiser.

Ihr denket groß und selbstlos, — einer Gräfin
Von Lenzburg würdig! Dafür seid versichert,
Von Eures Herrn und Kaisers höchster Huld,
Die gerne er in dieser Abschiedsstunde
Nicht durch sein Wort nur, nein, durch eine Tat,
Ein sichtbar Zeichen Euch beweisen möchte.
Sprecht einen Wunsch aus, er sei Euch gewährt,
Ihr habt mein Kaiserwort vor diesen Zeugen.

Fanny Oschwald-Ringier.

Und schweigt in Eurer Brust so Wunsch als Ehrgeiz,
Dann bittet für den Sohn Euch etwas aus
Für seines Hauses Glanz, für seine Macht.

Mutter.

Mein Sohn ist mündig, Herr; ihm tut nicht not,
Daß fremder Mund und Wille für ihn rede;
Liegt ihm auf seiner Seele ein Begehr,
Ein heiß' Verlangen, mög' er's selber künden
An meiner Statt.

Kaiser (zum Grafen).

Ihr schweigt? Graf Ulrich, sprecht;
Wie Eurer Mutter sei Euch zugesichert,
Was immer Ihr von Eurem Kaiser fordert.

Graf.

Ich wag's, Gott walt's! — Wohlan denn, hoher Herr,
Nicht für mich selbst, auch für die Meinen nicht
Fleh' ich um eine große Gunst und Gnade:
(feierlich) Als Schirmherr der drei Länder im Gebirg,
Die man Waldstätte nennt, beug' ich das Knie
Und bitte Friedrich, meinen Herrn und Kaiser,
Daß er von ihnen nehme jene Geisel
Der Reichsacht, die ein ungerechter Spruch
Hat über sie verhängt!

Kaiser.

Ein Kaiserspruch,
Er wäre ungerecht? Ihr seid sehr kühn, Herr Graf!

Graf.

Mein Kaiser, ich bin wahr, und Ihr seid's auch,
Drum wag' ich's, frei zu reden! — Heinrichs Spruch
War nicht der Ueberzeugung reife Frucht,
Und als die Lippe sprach, schwieg sein Gewissen.

Kaiser (mit edlem Zorn).

Der Eifer treibt Euch zur Vermessenheit:
Wägt, eh' Ihr sprecht! — Ihr zeihet meinen Vorfahr,
Daß wider beß'res Wissen er gerichtet,
Nur weil der Krummstab in der Wage lag!
Wer so gering vom Landesherren denkt,
Der ist nicht wert, sein Lehensmann zu heißen.
Der Mächt'ge selbst steht unter dem Gesetz,
Und keine Weidenrute ist das Recht,
Die jede Hand nach Willkür biegen kann.

Fanny Oschwald-Ringier.

Graf.

Und doch gibt's mächt'ge Hände, die's versteh'n!

Kaiser.

Ich hoffe, Graf, Ihr sprecht nicht von den meinen?

Graf.

Daß Gott verhüte, Herr!

Kaiser.

Der Kirche also?
Auf altem Pergamente fußt das Urteil,
Das Kloster wies verbriefte Rechte nach.

Graf.

Verbriefte Rechte! — Vieles läßt sich schreiben,
Und in den Klöstern lernt sich diese Kunst,
Die meinen schlichten Schutzbefohl'nen fremd.
Was weiß mein Hirtenvolk von Brief und Siegel,
Und klug erschlich'nem, kaiserlichem Wort?
Von alten Bräuchen leitet es sein Recht!
Was sich vom Vater auf den Sohn vererbt,
Das hält es fest mit seiner derben Faust,
Und hält es heilig als ein Gottgeschenk.
(auf Herz, Kopf und Himmel deutend)
Was hier und hier und dort geschrieben steht,
Das gilt ihm mehr als Pergament und Schrift.
Natur ist ihm Gesetz! — Und solch ein Volk,
Voll Kraft und Mut und unverdorbnem Sinn,
Das wüßte Kaiser Friedrich nicht zu schätzen?
Der ist ein Schelm, der's zu behaupten wagt!

Kaiser.

Genug, Graf Ulrich, spart die weitre Rede.
Ihr spracht als warmer Anwalt der drei Länder,
Vernehmt nun auch mein ehrlich Kaiserwort.
Was Kaiser Heinrich einst zu Recht erkannt,
In jener Sache, tilgen will ich's nicht,
Denn solches stritte wider Amt und Würde
Des höchsten Richters, und den Todesstoß
Versetzt' mit solcher Tat ich dem Gesetz.
Doch wie ein Vater seine schlimmen Kinder
Entbinden kann von wohlverdienter Strafe,
— Sei's aus besondrer Nachsicht oder Gunst —
So darf und will auch ich den Widerspenst'gen
Verzeihen und die Züchtigung erlassen.
Vor diesen Zeugen, Graf, hab ich gelobt,
Euch jegliches Begehren zu erfüllen,
Was es auch sei, und seht, ich halte Wort,

Und hebe heut' aus kaiserlicher Gnade
Die Strafe auf, die einstens ward verhängt
Es seien Uri, Schwyz und Unterwalden
Nicht fried- und rechtlos mehr! Das ist mein Wille.
(Den Grafen zu sich winkend, vertraulich)
Und nun, Graf, wenn's Euch freut, so mögt ihr's wissen,
Daß mir die kleine Hand voll tapfrer Männer
Aus dem Gebirg, die mir Heerfolge leistet,
In Tat und Wahrheit mehr gilt und bedeutet
Als dies und jenes stolze Ritterfähnlein!
Seid Ihr zufrieden, Freund?

Graf (bewegt).

Mein hoher Herr,
Das dankerfüllte Herz hat keine Worte!

Mutter.

Gott segne Dich, Du ritterlicher Held!

Gräfin.

Und gebe reichlich, reichlich Dir zurück,
Was Du in dieser Stunde Gut's getan!

Kaiser.

Das Weit're sei den Frau'n anheimzugeben.
Ihr werdet Sorge tragen, edle Gräfin,
Daß den Waldstätten bald'ge Kunde werde
Von dem, was hier geschah. Dort, den Kaplan
Entsendet Ihr mir heute noch gen Konstanz,
Wo er vor Bischof und vor heil'gem Rat
Den Losspruch von der Reichsacht soll bezeugen.
Es ist mein kaiserlicher Wunsch und Wille,
Daß sich die Kirche d'ran ein Beispiel nehme,
Und auch den Bannfluch null und nichtig mache,
Sie lasse nicht vom Kaiser sich beschämen!
So sei's! — Und nun — Ihr mahnt zum Aufbruch, Ritter?

Ritter.

Ja, Herr! — Die Fähnlein Habsburg und Hallwyl
Sind schon in Sicht, bereit sich anzuschließen
Dem kaiserlichen Zug.

Kaiser.

So laßt uns reiten!
Gehabt Euch wohl! ihr teuerwerten Frau'n,
Gott schütz' Euch bis zur frohen Wiederkehr
Des wackern Hausherrn! — Nein, nicht also tief,

Mir vielmehr ziemet es, das Haupt zu neigen
Vor Eurer edeln Weiblichkeit! — Lebt wohl!

(Der Kaiser steigt zu Pferd. Der Graf von Lenzburg nimmt auf der Oberbühne Abschied von den Seinen.)

Graf.

Behüt' dich Gott, mein Weib, — dich, meine Mutter,
Mein Alles, meine Welt, mein Volk, mein Land!
— Und du da oben, trotz'ger Edelsitz,
Der du gegründet auf den ew'gen Fels,
Herniederblickst auf's jetzige Geschlecht,
Das, wie des Grases Blume, heute blüht,
Und morgen schon verwelkt, du halte fest
Und daure aus, — und kommt einmal die Zeit,
Wo Sage blos, was heute Wirklichkeit,
Dann gib du Zeugniß: Ja, hier hat gelebt,
Hier hat geliebt, gelitten und gestrebt
Der ritterliche Stamm, deß' Wahlspruch war:
„Sich selber treu und mannhaft in Gefahr."

(Der Graf läßt sich vor seiner Mutter aufs Knie nieder, sie legt ihm die Hand segnend auf's Haupt, dann umarmt er seine Gemahlin und steigt rasch zur Unterbühne.)

Abgang des Kaiserzuges. Zuruf der Zurückbleibenden.

Alle.

„Dem Kaiser Heil und seinen Waffen Sieg!"
„Dem edlen Grafen Ulrich Heil und Glück!"

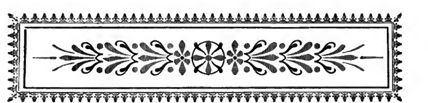
(Während des Abzuges kriegerische Fanfaren.)

Männerchor.

(Altdeutsches Reiterlied.)



Fanny Oschwald-Ringier.



Marie Hunziker-Thommen

wurde geboren am 7. April 1839 in Waldenburg und lebt seit 1872 in Aarau.

Ihre Gedichte „Endliches und Ewiges“ sind 1901 bei Sauerländer in Aarau erschienen.

Die nachstehenden Proben sind bisher ungedruckt.

Zwielicht.

Leiser Flügelschlag noch im Geäst,
Wo die Vöglein sich zur Ruhe schwingen.
Letztes Purpurglühen dort im West,
Wo die Schatten jäh den Tag verschlingen.
Um mich thauig schwere Luft — es dämmert —
Und des Zwielichts Wogen, Wallen, Träumen
Huscht gespenstig um die Blätterkronen,
Bis den Himmel sie mit Nacht umsäumen.

Jetzt ein erstes Sternlein blaß und fern,
Das noch fragend, zagend scheint zu winken.
Feierlich nun reiht sich Stern an Stern
Bis am Quell des Lichtes alle trinken.
Und zuletzt ein herrliches Gelage
Dran sich gütlich thun des Lichtes Fürsten —
Ich nur geh in Dämmerschatten einsam,
Muß nach Licht im Herzen endlos dürsten.

Loht auch über mir der Sterne Brand
Ueberweltlich schön — ein Meer von Strahlen —
Rings um mich liegt dunkles Erdenland
Leidgebunden, reich an Kampf und Qualen.
Ew'ges Licht, ach deines Ueberflusses
Wollst mit einem Schimmer mich begnaden!
In des Lebens Labyrinthen irrend
Such ich tastend nach dem gold'nen Faden!

❦

Marie Hunziker-Thommen.

Sommerlied.

Erntereif steht schon des Grases Blüte.
Wenn noch schwer der Morgentau sie netzt,
Blitzt drin auf wie Gold schon eine Sense,
Die beim Frühlicht dort der Mähder wetzt.
Fröhlich hallt von fern des Stahles Klirren
Durch die duft'ge Stille weit feldein,
Als ein erster echter Gruß des Sommers
Voller Wohllaut und voll Sonnenschein.

Schimmernd aus der blauen Himmelskuppel
Fließt hernieder sacht der volle Tag.
Näher schon im grünen Meer der Halme
Rauscht's im Takt heran wie Ruderschlag.
Schlanken Hiebes mäh'n die scharfen Sensen
All der Blumen Fülle jäh zu Fall.
Drüber flüstern leicht die Sommerwinde,
Brütet still der Sonne Feuerball.

Und wie Weihrauch schwebt nun aus den Gründen
Feiner Duft, die Erde atmet heiß.
Unverdrossen schaffen braune Hände,
Ob auch perle auf der Stirn der Schweiß.
Höhenwärts steigt manch ein mut'ger Jauchzer
Auf bei kühlen Trunkes kurzer Rast,
Endlos fidelt träumend die Cikade
Ihre Triller in des Tages Glast.

Und die Luft durchzitternd klingt es weiter
Summend, zirpend bis in's fernste Ried.
Tausend seid'ne Flügelpaare fächeln,
Singen mit das große Sommerlied,
Daß die Aehre auch sich reckt am Halme,
Und im goldnen Schaft sich dehnt ihr Kern,
Daß der rote Mohn sich sehnt zu blühen
Neben der Cyane blauem Stern.

Vollgereift in schwülen Tagesgluten
Knistert auf der Wiese duft'ge Frucht,
Daß sie hochgetürmt entführt der Wagen
Seufzend unter seines Reichtums Wucht
Busch und Baum mit Halmen noch behängend
Wo sie leicht gestreift sein schwerer Gang,
In der Höhe wiegend dralle Mädchen
Feiernd ihre Heimfahrt mit Gesang.

Marie Hunziker-Thommen

Lang noch hallen ferne Hammerschläge
Durch die Dämmerung verträumt zu Tal
Meldend, daß an schattenkühler Stelle
Neu geschärft wird noch der Sense Stahl,
Daß die Waffe sprühe neue Funken
Wenn des Morgens erster Strahl erwacht — —
Und bis dahin blitzen Sternenaugen,
Singen Englein durch die Sommernacht.

Der Bach.

Er stammt vom Berge — hochgeboren
Steigt er hinab den schmalen Pfad
In's grüne Waldtal weltverloren,
Dreht lärmend dort ein einsam Rad.
Und führt zu festem, sicherm Schnitte
Der Säge Zahn — sein Arm ist stark —
Dem Baum in seines Kernes Mitte,
Hinein in's lebensduft'ge Mark.

Leicht wandert er im Erlenschatten
Durch's Dorf auf blanken Kieseln hin,
Zu wässern frisch des Müllers Matten,
Zu dienen der Frau Müllerin.
Dann tritt er fröhlich in die Mühle,
Greift keck in's Rad — ob's auch nicht neu —
Er treibt's mit freud'gem Kraftgefühle
Und sondert weislich Kern und Spreu.

Doch vor dem Städtchen, risch! in Eile
Springt er in's dunkle Bretterhaus —
Es braust und knarrt — und ohne Weile
Erdröhnt der Räder dumpf Gebraus.
Der Webstuhl geht, die Schifflein fahren
Von Bord zu Bord in hast'gem Lauf,
Und stet, aus ihren duft'gen Waren
Rollt das Gewebe glatt sich auf.

Doch abends stockt des Triebwerks Hasten,
Verstummt der Räder dumpf Gesaus.
Dann ruht von seinen Tageslasten
Der Bach in heiterm Spiel sich aus.
Nun folgt er, schaukelnd seine Welle
Dem süßen Locken der Natur,
Und wild umtosend seine Schwelle
Stürzt er sich schäumend über's Wuhr.

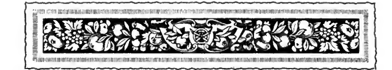
Marie Hunziker-Thommen.

Jetzt geh'n die Wellen wandern, wandern
Frei durch die schöne Gotteswelt,
Die eine auf dem Fuß der andern
Soweit ein Stern der Nacht erhellt,
Und weiter noch, bis hin zum Meere
Führt sie des mächt'gen Stromes Lauf,
Der dort in seiner Wucht und Schwere
Nun geht im großen Ganzen auf.

Doch aus dem Meere hebt die Wolke
Das Bächlein in den Himmelsraum
Und trägt es heim zu seinem Volke —
Weit flattert ihres Mantels Saum.
Hoch auf dem Berge setzt sie's nieder,
Doch will's nicht ruhn — auf schmalem Pfad·
Eilt es zum stillen Waldgrund wieder
Und dreht auf's neu das alte Rad.



Marie Hunziker-Thommen.



Sofie Haemmerli-Marti,

geboren zu Othmarsingen am 18. Februar 1868, lebt in Lenzburg. „Mis Chindli“. Ein Liederkranz für junge Mütter mit einem Vorwort von Prof. Dr. J. Winteler. Zürich 1896. Verlag von Karl Henckell & Cie. Zweite vermehrte Ausgabe 1900, Verlag von Emil Wirz, Aarau.

Von den nachstehenden Gedichten sind die ersten drei bisher ungedruckt, die andern der Sammlung „Mis Chindli“ entnommen.

Kinderlieder.

Erwachen.

J weiß nid, eb i wache,
J weiß nid, isch's en Traum:
Singt öppe scho es Schwälbli
Duß ufem Birebaum?

Es tönt so fin und lislig
Und doch so wohl bekannt,
So süeß wie usem Heimet
En Grueß im frönde Land.

S'git nume-n-eis uf Aerde
Wo sones Stimmli het:
Dert singt sis Morgeliedli
Mis Chind im chline Bett.

Schneeglöckchen im Februar.

Schneeglöggli ab der Gislisflueh
Bist öppe z'früeh verwachet?
Gäll, s'loht der ame nümme Rueh
Wenn d'Sunne-n-echli lachet.

Schneeglöggli ab der Gislisflueh
Channst nümme zrugg, s'tut schneie,
Am Bode-n-isches hert und zue
De Hornig isch ke Maie.

Schneeglöggli ab der Gislisflueh
Muest nid dis Chöpfli hänke,
Wer's obsi zieht, i d'Höchi ue
Darf nid a's Unmues dänke!

Frage und Antwort.

„J cha nid begrife
Wie das ietz au chunt:
D'Schorniggel sind giftig
Und d'Chriesi sind gsund?“

„Lo wachse, lo rifne,
Lo stoh mueß mer d'Sach,
Denn weiht's vorem sälber
De Säge-n-uf's Dach“.

Sofie Haemmerli-Marti.

Papa.

Es git doch im Läbe
Kei schöneri Stund
As wenn wieder z'Obe
Mis Vatterli chunt!

Er isch halt en liebe,
Er isch euse Schatz
Und uf sine Chneue
Isch mir de liebst Platz!

Denn tuenem flattiere,
Und luegenen a,
Und 's Müetti chunt zuenis,
Will au öppis ha!

Kaminfeger.

De Chemifäger isch im Hus,
Das git mer ietz es Wäse!
Er putzt is alli Oefen us
Mit sim verstrupfte Bäse!

Im Chemi obe singt er eis,
Und pfift, de lustig Jäger,
Und wenn er oben abe chunt,
So glänzt er wie ne Neger!

Jetz goht er witer um es Hus,
Schwingt 's Bäseli wine Flagge —
Doch eusi Chöchi — 's isch en Grus,
Het ganz en schwarze Bagge!

Das verlorene Paradies.

Hüt het mer s'Müetti d'Gschicht verzellt
Vom Adam und der Eva —
Das isch mer wörkli ietz au leid,
Daß ich die zwöi nid gseh ha.

Denn hätti zu der Eva gseit:
„Du chausch mi gwüß verbarme,
Jetz muesch halt usem Paradies
Mitsamt dim Ma, dem arme!

Du hättsch das Grätsch vo dere Schlang
Halt gar nid selle lide,
Denn müeßt die ietz der Aengel nid
Zum Garten use tribe!“

Und zum Herr Adam hätti gseit:
„Worum hesch du abbiffe?
Du hättsch de gschiter sölle si,
Du hättsches chönne wüsse!“

Jetzt nützt halt alles Rede nüt,
Si sind emol vertribe —
Doch s'Paradis, het s'Müetti gseit,
Isch brave Chindere blibe!



Sofie Haemmerli-Marti.

Emil Faller

wurde geboren zu Todtnau im badischen Wiesental, am 21. Dezember 1836, studierte zu Freiburg i. B., Berlin und Heidelberg, wendete sich dann der Literatur zu und kam durch die Poeten Eduard Dößekel, Jakob Frey, auch Scheffel veranlaßt, in den Aargau, wo er von 1864—1882 zu Kulm im Wynental, von 1882—1902 (d. h. bis zu seiner Pensionierung) zu Zofingen als Bezirkslehrer wirkte. In letzterem Orte lebt er, noch jetzt schriftstellerisch tätig auf dem Gebiet der Lyrik, des Humors und der kleinern, ernsten, prosaischen Erzählung. — Herausgegeben wurden von ihm im Verlaufe der Zeit: 1. Ein „Schweizerisches Deklamierbuch." 1877. Bern, bei Arnold Lang. 2. Das „Gscheitlinger Dichteralbum." Poetischer Blütenstrauß (eigener Sachen), gesammelt im Schoß einer süddeutschen Kleinstadt. 1882. Aarau, bei Sauerländer. 3. „Das Zukunftsei." Dramatische Fin de Siècle-Satire. 1896. Basel-Leipzig, bei G. L. Kattentidt. 4. „Schnurrpfeifereien." Ein Prosastrauß. 1900. Aarau, bei Sauerländer.

An die Phantasie.

Nun bau' mir, schwärmende Phantasie,
Ein Haus von blühenden Träumen!
Und was mein fröhliches Herz erfreut,
Laß brausen, glühen und schäumen!

Vor Allem fülle mit Lebenslust
Und Sang die heitere Klause!
Und naht die Sorge sich meiner Brust,
So sag', ich sei nicht zu Hause!

❦

Morgenlied.

Ich wand're frisch zum Tor hinaus
In Gottes freie Welt;
Der Seele dumpfer Kerker springt,
Und Sorg' auf Sorge fällt.

Aus sonnenhellen Augen blitzt
Und grüßt die Lebenslust;
Die Hoffnung springt aus jedem Strauch
Mir jubelnd in die Brust.

Mein Herz ist rein, mein Sinn ist klar,
Und Haß und Lieb' gesund:
Was Kern und Wert im Leben hat,
Das wird mir freudig kund.

Und fährt mir kühl der Morgenwind,
Und schauernd bis ins Mark,
Da ist mir keine Tat zu schwer,
Und ich bin riesenstark.

Wahrhaftig! Das ist Gottes Werk;
Er webt und waltet hier.
Du ächter Gott! Du starker Gott!
O, bleibe wach in mir!

Frühlingsbild.

Zerrissen
Und dunkel
Hangen die Wolken
Ueber den Bergen
Wetterschwer.
Stumm in die Höhe
Starren die Tannen,
Stumm und finster
Und ahnungsvoll.
Aber es bricht
Kein Strahl aus der Wolke,
Leise nur rauscht
In silbernen Strömen
Fruchtender Regen
Vom Himmel hernieder.
Und in den Nachtgrund
Weben unsichtbare
Engel dem Lenze
Aus Rosen und Sonnenschein
Den Ehrenbogen
Zum Siegesfest.

Emil Faller.

Selige Ruhe.

Goldene Sonne hinter Zweigen
Glatter Teich und stiller Wald!
In der Seele kein Erinnern
Und kein Klang, der widerhallt!

Wie der Fisch sich, hell aufblitzend
Spielend aus den Fluten schwingt,
So nur manchmal ein Gedanke,
Der aus stiller Tiefe springt.

Schweizer und Dithmarschen.

Ein Traumgesicht.

An Holsteins flachem Strande die Wasser plätschern sacht;
Es ruh'n Dithmarschens Gründe im Traum der Sommernacht.
Von Helgoland herüber der Mond glänzt übers Meer
Und grüßet rings im Kreise das Heldenland umher.

Ich sitz' und sinne einsam in graue Zeit zurück,
An blut'ge Freiheitsschlachten, an Schweizersieg und Glück,
Und stolz auf meine Heimat, das Land des Winkelried,
Heb' laut ich an zu singen Sempach's gewaltig Lied.

Das klingt so wunderseltsam entlang dem Meeresstrand,
Wie Brudergrüße klingt es vom fernen Alpenland.
Die Echo rings erwachen, die stille Aue lauscht;
Es seufzt im Ried, und lauter das Spiel der Wellen rauscht.

Dann fährt mit einem Male der Nachtwind jählings auf
Jagt hoch auf Wolkenrossen daher in wildem Lauf;
Und finster wird's, am Himmel der Mond sich tief verhüllt,
Das Brausen wird zum Sturme, die hohe Nordsee brüllt.

Das saust und wogt und schäumet! Das tost und heult und pfeift!
Sieh, wie es lange Schleier durch Moor und Heide schleift!
Und hinter all dem Lärmen, dem grauen Nebelflor,
Da kommt's wie Kriegsgetümmel, da schallt's wie Geisterchor:

„Bei Hemmingstedt im Felde, da tobt' die grimme Schlacht,
Da sank in Staub vor Bauern des Dänenkönigs Macht.
Da blitzten unsre Schwerter, von hundert Siegen rot,
Und kämpften uns unsterblich und frei von Schmach und Not.

Emil Faller.

„So stritt fünfhundert Jahre hier unser stolz Geschlecht,
Und stritt für seine Freiheit, das heil'ge Menschenrecht,
Und stritt, bis es erlegen, glorreich, doch voller Schmerz,
Bis brach im Todeskampfe Dithmarschens Kraft und Herz.

„Nun sind wir längst vermodert, in Schlamm und Sand versenkt;
Ringsum, rings ist der Boden mit unserm Blut getränkt,
Nur oft des Nachts, da regen wir uns landauf, landab,
Und wachen auf und lauschen in unserm kühlen Grab.

„Heut scholl ein Lied, so wuchtig, wie's nie ein Dichter schuf.
Wir fuhren aus den Gräbern; das klang wie Schlachtenruf!
Wo gilt's? wo ist der Sänger? wir suchen ihn allseits;
Wo ist der Freiheitsbote? wo ist der Sohn der Schweiz?

„Helvetia, wir kennen, wir spüren deinen Geist!
Er hat in deinem Liede uns brüderlich umkreist;
Helvetia, wie prangst du doch ewig jung und schön,
Als stolze Burg Europens auf freien Alpenhöhn!

Halt nur in deinem Glücke Dithmarschens Banner hoch,
Und beug' den trotz'gen Nacken nie ins Tyrannenjoch,
Sieh her! Wir bieten jubelnd im Sohn dir Herz und Hand;
Viel tote Helden grüßen dich, Heldenvaterland!" —

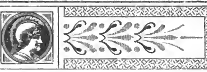
Hei, tönt das, jauchzt und brauset in Lüften hundertfach!
Hei, schallt's und hallt es fernhin in tausend Tönen nach!
Dann zieht im Sturm vorüber der ganze Wettergraus,
Und tobt sich tief im Lande mit wilder Kampflust aus.

Und stille wird's und stiller; aus lichtem Nebelkreis
Streckt's eine bleiche Wachshand mir her und flüstert leis:
„Ja, grüß von toten Helden dein Heldenvaterland,
Doch Winkelried vor Allen von mir — Wolf Isebrand!" [1]

[1] Hauptheld der Dithmarschen.



Emil Faller.

Frank Wedekind.

Wedekind, seiner Abstammung nach Deutscher, wurde im Jahre 1864 in Hannover geboren, verlebte einen großen Teil seiner Jugend in Lenzburg und in Aarau, wo er das Gymnasium besuchte, widmete sich dem Schriftstellerberufe und lebt zur Zeit in München.

Abschied.

Glück und Segen und alles Gute
Gieß dir hernieder ein schützender Stern;
Könnt' ich's erkaufen mit meinem Blute,
O wie erkauft' ich es dir so gern.

Freu dich sorglos der sonnigen Tage,
Klarblauer Himmel verkläret den Blick,
Aber mit weicher, melodischer Klage
Dämpfe die Schmerzen im Mißgeschick.

Durch die Täler und über die Höhen
Wandr' ich indessen die steinige Bahn;
Fernher winkendes Wiedersehen
Spornt die ermüdeten Schritte an.

Breitet sich abends dann mir zu Füßen
Reich die herrliche Lenzesflur,
Drüben die dunkeln Berge grüßen
Und der Flüsse leuchtende Spur,

Seh ich's alles weit übergossen
Von der sinkenden Sonne Glut,
O, wie wird mir das Herz erschlossen,
Dein gedenkend mit neuem Mut.

Dein gedenkend steig' ich zu Tale,
Nacht umfängt mich mit düft'rem Wehn;
Aber im Morgensonnenstrahle
Weiß ich ein freudiges Wiedersehn.

❦

Frank Wedekind.

An Madame de Warens.

Nimm dieses Bild, mit ihm die alte Treue,
Das reine Herz, das einst sich dir geweiht.
Vertrauensvoll erfleht es sich auf's neue
Nur einen Funken deiner Göttlichkeit.
Noch ist der zarte Flor ja nicht zerrissen,
Mit dem du mich in schöner Zeit umwobst,
Darin du mich empor aus Finsternissen
Zum blauen Aether deiner Liebe hobst.
Nun möcht an deiner Brust es wiedrum rasten
Und lauschen deiner Stimme weichem Klang;
Die Melodien, die es dort erfaßten,
Sie hallen fort, noch manchen Sommer lang.

Die Welt ist überreich an Glück und Freuden,
Doch reicher, hohe Königin, bist du.
Du wagst die Schätze sorglos zu vergeuden,
Die andre hüten in besorgter Ruh.
Und stets von neuem hast du reich zu geben
Des Golds, das deiner Seele Tiefen füllt.
Wie manchen Schmerz in deines Nächsten Leben
Hast du mit mildem Himmelstrost gestillt.
Der Mensch verzweifelt unter schweren Qualen
Siecht hin und altert in Entmutigung,
Da leuchten deines Auges warme Strahlen
Und der gebeugte Geist ist wieder jung.

Verlaß mich nicht, ich habe dir zu danken,
Was schönes jetzt in meinem Herzen ruht.
Der Flammenbecher, den vereint wir tranken,
Goß lautres Feuer in mein junges Blut.
Verlaß mich nicht; mir lacht aus deinen Zügen
Mein Himmel, wenn du mir zur Seite stehst;
Verlaß mich nicht, du würdest mich betrügen
Um meinen Himmel, wenn du von mir gehst.
Ich weiß nicht, was mir noch auf Erden bliebe;
Mein Leben strömt aus deinem Augenlicht,
Ich müßte sterben ohne deine Liebe,
Du Himmelskönigin, verlaß mich nicht!

Frank Wedekind.

Sehnsucht.

Und sei mir noch so traurig auch zu Sinn,
Ich will's nicht glauben, daß ich elend bin.
Der Fluch, das Leid, das mich zu Grund gerichtet,
Am Ende war ja alles nur erdichtet.

Die Phantasie treibt oft ihr Possenspiel.
Schon Manchen hob sie, der zu Boden fiel
Im Geist empor. Schon Manchen aus den Höhen
Des Himmels ließ sie Schreck und Unheil sehen.

Laß ab von mir, du große Zauberin;
Erbarm dich mein, entschleire meinen Sinn;
Zerteil die Nacht, mit der du mich geschlagen —
O Sonnenglanz des Glücks, wann wirst du tagen?



Frank Wedekind.

Jakob Hunziker

geboren den 28. Juli 1861 zu Obermuhen, besuchte nach der heimatlichen Ortsschule die Bezirksschule Schöftland und von 1877—81 das Seminar Wettingen. Er lebt als Lehrer in Küttigen. Verfasser schweiz. Volksschauspiele und Erzählungen.

Schauspiele: Mordnacht zu Brugg, 1891. — Hochzeit auf Toggenburg, 1894. — Pestalozzis Armenschule, 1896. — Schützenmayen zu Baden, 1896 (sämtliche im Selbstverlag: J. Hunziker-Byland, Rombach und bei E. Wirz, Buchhandlung, Aarau).

Aus: Pestalozzis Armenschule auf Neuhof.

Siebente Szene.

Frau Pestalozzi wirft sich in den Lehnstuhl; dann Jaqueli, später Pestalozzi mit den drei Bettelkindern.

Frau Pestalozzi.

Wer in der Jugend Rosenjahren
Da hoffnungsreich das Leben Kränze windet,
In einem Zauberglas sein Schicksal sähe —
Es wär' nicht gut! Verzagen müßten wir
Ob all dem Kreuz und Weh, das unser wartet.
Doch Gott der Herr hilft durch, verteilt die Last,
Die bergesschwere; eins folgt nach dem andern.
Und so durchschiffen wir der Mühsal Wogen
Und kämpfend lernen wir der Welt entsagen,
Uns in dem Nachen bergen, drin der Herr schläft
(steht auf) Wie manche Unruh schafft der Erdentand!
Was mag ich viel an meinem Gute hangen?
Ich will mich an die Güter klammern, die
Mir niemand wieder rauben kann. —

Jaqueli (eilt zu ihr)

Mama,
Hilf mir das lesen! Sieh, wie heißt es hier?

Frau Pestalozzi.

Du weißt es nicht?

Jakob Hunziker.

Jaqueli.

Mich lehrt ja Papa nichts;
Er ist nur immer bei den andern Knaben.

Frau Pestalozzi.

Mein guter Jaqueli! Der Papa hat
Gar viel zu denken, viel zu tun! Komm nur
Zu mir, vergeßnes Kind; ich will Dich lehren.
(streicht ihm das Haar aus der Stirn, will das Buch öffnen und sich setzen.)

Pestalozzi

(mit den drei Bettelkindern. Er führt Moritz und Lisbet an der Hand, Konrad kommt mit einem Säcklein hinterher.)

Seht, das ist künftig euer Vaterhaus. —
Ich bringe Dir drei frische Schäflein von
Der Straße.

Frau Pestalozzi.

Ueberschwer trägst Du und bürdest
Dir stets noch mehr auf?

Pestalozzi.

Welt- und gottverlassen,
So fand ich sie. Gib ihnen etwas Warmes!

Frau Pestalozzi. (zu Moritz)

Wie heißet Du? (er darf nichts sagen)

Lisbet.

Er heißt Moriz, er Konrad
Und ich bin 'sLisebetli Meyer.

Frau Pestalozzi.

Und
Woher?

Lisbet.

Von Rohrdorf ab dem Berg sind wir.

Pestalozzi

(läßt die Kinder los, legt den Hut auf den Tisch und geht verstört umher, steht still, bringt im Sinnen den Halstuchzipfel zum Mund, geht wieder. Die Bettelkinder ziehen sich zu Jaqueli in den Hintergrund zurück.)

Frau Pestalozzi.

Um Gottes Willen, was ist Dir gescheh'n,
Geliebter?

Jakob Hunziker.



Pestalozzi
(sieht sie starr an und bringt kein Wort hervor.)

Frau Pestalozzi.

Setze Dich, Du bist zu sehr
Erregt! (will ihn nötigen.)

Pestalozzi (geht umher.)

Ich kann nicht. (schaut sie wieder an.)
— O, mein teures Herz,
Wir sind verloren! Niemand hilft und rettet!

Frau Pestalozzi (mit erzwungener Heiterkeit.)

Wie? Niemand? Ist da oben niemand denn,
Der uns am nächsten steht in höchster Not?
Was gab Herr Tscharner für Bescheid? — Doch setz'
Dich erst und komme zu Dir selbst! Du bist
Ganz abgemattet; willst Du nicht ein Glas
Mit Wein zur Stärkung?

Pestalozzi. (setzt sich)

Laß es, laß es! Ach,
Ich mag nicht trinken!

Jaqueli (besorgt seine Hand erfassend.)
Papa, bist Du krank?

Pestalozzi.

Ha! Du bist auch da? Sohn, unglücklicher,
Du hattest lange keinen Vater mehr!
Doch wohnt ein bess'rer Vater dort im Himmel,
Der Dir ersetzen kann, was ich verfehlt,
Der Deiner Unschuld sich in Gnaden annimmt.

Frau Pestalozzi.

Geh, Jaqueli, zeig diesen Hungrigen
Den Weg zur Jungfer Madlong!
(Jaqueli und Bettelkinder ab.)

Pestalozzi.

Unser Kind
Ließ ich verwildern, wie ein Unkrautgärtchen!
Dich hab ich um des Lebens Glück betrogen,
Das Du in stiller Ländlichkeit bei mir
Zu finden hofftest! Meine Thorheit, meine Schwachheit
Berauben Dich des Heiligsten: der Ehre!
An meinen Unglückswagen angekettet,
Wirst Du zum dunkeln Schlunde mitgerissen
Unrettbar! (springt auf) O! Das kann ich nicht ertragen!

Jakob Hunziker.

Frau Pestalozzi (faßt seine beiden Hände, heiter.)
Freund, laß uns ruhig, standhaft diesen Kampf
Vollenden, den wir schon so weit gebracht!
Ein Gott ist ob uns, der den einen leicht
Ueber der Erde Glanz und Pracht dahinträgt,
Den andern in der Wüste schmachten läßt.
Drum gräm Dich nicht so sehr! Wie kann man anders
Dem unerforschlich Weisen widerstreiten,
Als mit der ganzen Macht des redlichen
Bemühns in allem Sturm, der uns umschwebt?

Pestalozzi.
Du hehre Dulderin! Nur wilder greift,
Mit tausend Zähnen faßt der Schmerz mich an,
Weil Du ein besser Los um mich verdient!
(mit größtem Weh eines Ratlosen.)
Was soll ich tun? Ich kann mir nicht mehr Kraft
Verleihen, als ich habe! — O, der Qual!
Mit einem halben Werk ins Grab zu steigen,
Verspottet, unverstanden! Als ein Tor
Und unbrauchbarer Träumer ausgestoßen
Aus der Gesellschaft, der ich mich geopfert,
Zu deren Heil ich meinen Tag geweiht!
Selbst von dem Freund nur hoffnungslos geliebt . . .

Frau Pestalozzi.
Will Junker Tscharner nicht mit eignen Mitteln . . .?

Pestalozzi. (heftig)
Aufhören soll ich, meine Armenkinder
So schnell als möglich auseinander schicken
In alle Winde, wenn noch einiges
Ich für die Meinen dem Ruin entreißen
Und retten wolle — war sein ernster Rat!
Die gnädigen Herrn seien nicht mehr willens,
An eine Sache, die Gewerbe mehr
Denn Landbau fördre, ferner beizutragen.
Auch Dein großmütig Anerbieten dürf'
Er nicht erfüllen, da Dein Erbteil
Ja doppelt schon verpfändet und die Brüder
Dadurch betrogen würden — Wahr, ach Gott,
Nur allzu wahr!

Frau Pestalozzi.
Lasse den Mut nicht sinken!
Ihm, der die Gräslein speist und der ob uns
Hin Myriaden Welten rollen läßt,
Sind alle Dinge möglich. Trau dem Vater,
Der liebend aus dem Schoß des Nichts Dich rief!
Wer weiß, nicht über lang wird er Dein Seufzen
In Wonne kehren.

Jakob Hunziker.

Pestalozzi.

Tscharner läßt mich, glaubt
Nicht mehr an mich! — Mein Iselin ist auch
Nicht da! Die Obrigkeit versteht mich nicht,
Kennt nicht den Endzweck dessen, was ich will, —
Und doch kann ich nicht leben ohn' mein Werk!
Fort geh' ich aus dem undankbaren Land,
Wo man auf Schritt und Tritt mich höhnt und hindert!
Ich will im Ausland einen Fürsten bitten,
Daß großgesinnt er Kinder mir vertraue,
Und mir behilflich sei, den neuen Pfad
Zur Menschenbildung gänzlich zu erheitern!
Und sollt ich jahrelang beim trock'nen Brot
Und unter einem Strohdach ihm nachringen:
Erfolg, er wird und muß mich einmal krönen!

Frau Pestalozzi.

Mein Pestalozzi, täusch Dich nicht! Bleibe
Der Heimat treu. Du kennest sie! Der Zauber
Der Fremde wird erdfarben auch, wenn Du
Auf ihrem Boden kämpfen mußt. — Komm in
Den Lehnstuhl, ruh' Dich aus ein wenig — schlummre!
(Er läßt sich bereden. Während des Einschlafens:)
An Deinem Unstern findest nach dem Schlaf
Vielleicht Du wieder einen Schimmer Trostes. —
Im Unmut tanzen Dir jetzt vor dem Aug
Irrwische trügerischer Nachtgedanken;
Denk' erst, beschließe nichts in Uebereilung!
Hoffe das beste! Wo des Menschen Kraft
Versiegt und er zurückschreckt vor der Kluft
Viel ungeahnter Schwierigkeiten, hilft
Oft Gottes Liebe sanft und leicht hinüber.
(Pestalozzi schläft. Sie steht eine Weile, die Hand auf seine Stirn gelegt, bei ihm; dann holt sie ein Gläschen, befeuchtet ihre Hand und wäscht ihm die Schläfen. Nach einigen träumerischen Gesten des Gatten verläßt sie leise die Stube.)

Achte Szene.

Pestalozzi schlafend im Lehnstuhl. Die Traumgestalten. Der Engel der Liebe erscheint in weißem Gewand. Ein einziger Lichtstrahl verklärt dessen Gestalt. Sanfte Musik im Hintergrund.

Engel der Liebe.

Schlaf nur! Engelchöre
Umschweben
Und schirmen Dich, singen
In säuselnden Tönen
Vom Edlen, vom Schönen. —
Dir selige Ruh!
Schlafe, Lieber, schlummre Du!

Jakob Hunziker.

Schlaf nur! Himmelsklänge
Umweben
Dein Sinnen, umschlingen
Und führen in Räume
Dich goldener Träume. —
Dir selige Ruh!
Schlafe, Lieber, schlummre Du!
(Musik hört auf. Der Engel stellt sich zur Seite Pestalozzis und streckt die Rechte über ihn.

Bodmer
(erscheint unhörbar und von magischem Dämmerlicht umflossen. So alle folgenden Traumgestalten.)

Schreit' unerschüttert vorwärts auf der Bahn
Im Kampf um Recht und Licht, mein Pionier;
Die Stunde naht, der Völker Ketten brechen,
Die Freiheit fordert Bildung. Streu' die Saat!
Der alte Bodmer segnet Deine Tat. (verschwindet.)

Pestalozzis Mutter (sie schreitet vorüber.)
Kehr' heim, mein Sohn, ins stille Haus der Deinen
Und schür' die Flamme Deines eignen Herdes!
Was rastlos Du vergeblich draußen suchst,
Im Arm der Lieben wirst Du alles finden:
Dir sei genug, wenn wir Dir Kränze winden! (geht ab.)

Pestalozzi (streckt träumend die Hand aus.)
O Mutter, Mutter! — Lavater, mein Freund!

Lavater (erscheint.)
Wie Christus litt zum Heil der Menschheit, leidest
Du selber für das Heil der Armen. Halt aus!
Sei standhaft, deckt auch Finsternis Dein Leben;
Hör' nimmer auf, zu lieben und zu lehren!
Die Nachwelt wird Dein edles Ringen ehren.

Pestalozzi (träumend.)
Mein Jugendfreund, schon bist Du hoch berühmt,
Ich noch so klein!

Lavater.
Bei Kindern bleibe Kind!
So wird von Dir in später Zeit geschrieben:
„Denn er war groß, weil er ein Kind geblieben."
(verschwindet.)

Birrer Schulmeister
(alter Invalide mit Katechismus tritt vor.)

Kein Kalb zum Ueberwintern möchtest Du
Mir anvertrau'n, geschweige denn ein Kind?
Gelehrter Narr, ein Mühlstein Dir an Hals!

Jakob Hunziker.

Die Welt stellst Du mit nichten auf den Kopf,
Du raubst den Brotkorb mir noch nicht so rasch!
(hält den Katechismus empor.)
Der Katechismus ist der Jugend Heil;
Du lehrst sie schlecht: Verwünschung sei Dein Teil!
(Geht ab. Pestalozzi macht eine abwehrende Handgeberde.)

Tschiffeli (erscheint.)

Du dachtest still die Fluren zu bestellen,
Doch fandest Du für Dich ein besser Erdreich;
Der Herzensäcker Unkraut jammert Dich.
Wohlan, mein Jünger, reute unverdrossen,
Bis Dir Dein Feld den reichen Schoß erschlossen!
(verschwindet.)

Pestalozzi (träumend.)

O Vater Tschiffeli, sag: Wie? Gib Rat! —
Wo wollt ihr beide hin, Susanneli?
(Susanneli und Heinrich kommen Hand in Hand mit Schulzeug, wie moderne Schüler.)

Susanneli (beide stehen still.)

Wir gehn nach Birr zur Schule, lieber Vater!
Dort ist ein neues, schönes Haus gebaut;
Darinnen sitzen Reich und Arm beisammen
Und lernen fröhlich — o so viel und leicht!
Der Lehrer zeigt uns alles gern, wie Du!

Heinrich.

Er sagt: Du seist sein Vorbild und Berater,
Des Volkes Retter, aller Schulen Vater,
Und heute preisen unter jedem Dach
Dich helle Kinderkehlen tausendfach! (gehen ab.)

Engel der Liebe
(tritt vor den Träumenden. Musik.)

Weicht ihr Träume, Phantasien,
In die Nebel mögt ihr flieh'n!
Großes Herz, von Gram befangen,
Märtyrer mit blassen Wangen
Laß Dich Kommendes nicht bangen!
Wandle fort durch Sturm und Regen;
Segen blüht auf Deinen Wegen.
Der Du stets nach oben strebst,
Tief nach Ewigwahrem gräbst,
Walle mutvoll Deine Bahn,
Walle weisend Du voran!
Schlafe, Liebster, schlaf!

Jakob Hunziker.

Um Dich schweb' ich noch einmal.
Bin Dir nah zu Berg und Tal,
Auf der Wandrung, unterm Dach;
Trage Dich, wenn Du zu schwach,
Bringe Lindrung Deiner Qual.
Doch nun meid' ich Dein Gemach,
Schwinge mich im Sonnenstrahl
Auf zum Himmelssaal.

(verschwindet hinter dem Lehnstuhl. Die Musik hört auf.)

Neunte und letzte Szene.

(Pestalozzi schläft fort. Frau Pestalozzi mit einem Kranz, den sie um ihn an den Sessel befestigt, Jaqueli hilft ihr. Die Armenkinder bringen eine Schüssel rotbackiger Aepfel, einen Kuchen, eine Flasche Wein, worin ein Sträußchen steckt, und andere schlichte Gaben und schmücken den Tisch. Alles geschieht sehr leise. Dann umstellen sie den Schlummernden. Frau Pestalozzi nimmt den Platz des Schutzengels ein, winkt den Kindern und sie singen: „Der du von dem Himmel bist“ [Text von Goethe, Musik von P. L. Kayser — siehe „Lienhard und Gertrud“, Jubiläumsausgabe 1881, S. 45.] Später Iselin.)

Pestalozzi
(wacht während des Gesanges auf und schaut verwundert umher.)

Wo bin ich? Schon im Himmel? — Wunderbar
Hat mir geträumt! Zu meiner Seite stand
Ein lichter Engel — und nun bist es Du,
Du treues Herz, Schutzengel meiner Tage!
(steht auf und schaut nach dem Tisch.)
Was hat das zu bedeuten?

Susanneli (umfängt sein Knie)

Vater, heut
Ist Dein Geburtstag!

Pestalozzi.

Ach ja! Ein Ringlein wieder
An meiner Lebenskette — ein schwerer Ring!

Susanneli (will ihn zum Tische ziehen.)

Komm, schau den schönen, guten Kuchen an!

Heinrich (holt einen Apfel.)

Und diese roten Aepfel!
(bringt einen und hüpft an Pestalozzis Hals empor; Pestalozzi umschlingt und trägt ihn mit dem Arm.)
O, wie gut!
Beiß ab!

Jakob Hunziker.

Pestalozzi (beißt in den Apfel.)

Ja wirklich! — Sag' mein Heicheli, wo habt
Ihr denn auch all die schönen Sachen her?

Heinrich (schlimm lachend, den Finger hebend.)

Ja, ja! Das sagen wir Dir nicht!

Pestalozzi (stellt ihn nieder)

Ihr Teuern,
Ich dank euch hundertmal für eure Gaben!
Es war nicht nötig. Ach, was macht ihr auch
So viel aus dem Geburtstag! — Doch mich freut's,
Mich freut es inniger, daß ihr an mir
So hangt und mich so liebt, trotz meiner Fehler
Und Unzulänglichkeiten. — Ach, das Herz,
Es ist ein schlackig Ding!

Frau Pestalozzi.

Wer denkt der Schlacke,
Wenn es in reinem Liebesfeuer glüht
Und Licht und Wärme spendet überall?
O, nun verspürst Du bloß ein leises Weh'n
Von jenem Segenshauch, den selber Du
In Deinem Haus beseligend verbreitest.

Iselin (mit einem Wanderstock, tritt auf.)

Euch Gott zum Gruß! Da treff' ich's prächtig ja!

Pestalozzi (eilt in seine Arme.)

Mein Iselin! Sie einzig mangelten
Mir noch zum vollen Glück.

Iselin.

Ich konnte leider
Nicht früher da sein; meine Reise führte
Geschäfte halber mich im Zickzack. Doch
Ich bin nicht ausgeblieben!

Frau Pestalozzi (grüßt ihn).

Hoher Freund,
Sie gönnen länger uns dafür die Ehre
Und weilen über Nacht hier! — Darf ich bitten?
(bietet ihm einen Sessel.)

Iselin.

Verehrteste, viel Dank! Im Erstern folg'
Ich Ihnen; doch hier sitzen, wo sich alles
In fröhlicher Bewegung zeigt —?

Jakob Hunziker.

Pestalozzi.

Ach, Freund!
Schnell fliegen Sonn und Wolke durch mein Leben;
Vor einem Stündlein hätten Sie mich in
Verzweiflung funden; jetzo ruht auf mir
Und meiner Anstalt wieder Wonneglanz —
Wer weiß, wie lang? — Die Liebsten feiern mich,
Weil heut vor dreiunddreißig Jahren ich
Dies Erdenland voll Anfechtung erblickt.

Iselin (drückt ihm innig die Hand)
Der tausend! Ei, ich wünsche Glück von Herzen
Und füge zu den Gaben gleich als Treupfand
Und Angedenken von den Basler Freunden
Dies kleine Sümmchen.
(legt einen Beutel voll Geld auf den Tisch.)
Einen warmen Gruß
Insonderlich von Sarasin! Bedürfen
Sie mehr, so rufen Sie uns wieder!

Pestalozzi
(birgt gerührt sein Haupt an Iselins Brust.)
Gott,
Mein Gott! O, Teuerster!

Iselin
(nach kurzer Pause zu Frau Pestalozzi.)
Mir unverständlich.

Frau Pestalozzi
Sie retten ihm den Glauben an sich selbst.
Zu dieser Zeit, da ringsum jeder klappert
Und ihn herunter zieht; da gar ein Tscharner
Die Hand weghält und Bern die heil'ge Sache
Der Armenbildung für unnötig achtet;
Da er zu stolz ist und zu tief liegt und
Zu viel fühlt, der schmähsüchtig blinden Menge
Antwort zu geben und dem stummen Reichen
Die Larve vom Gesicht zu ziehn: da, Edler,
Da treten Sie und Ihre Basler in
Die Schranken, streiten für ihn standhaft, künden
Es laut der Welt, daß er Ihr Freund noch ist
Und Sie sein Werk hoch schätzen, nicht nach dem
Erfolg, nein, nach der Arbeit bloß.

Pestalozzi (begeistert vortretend.)
So ist es!
Sie heben mich empor vom Staub der Welt;
Die schwere Bürde festigt nur den Schritt,
Daß mich kein Sturm aus meiner Bahn kann werfen!
Mag aller Menschen Urteil über mich
Nur Unsinn, unrettbare Torheit sprechen:

Jakob Hunziker.

So lange Sie an meiner Seite steh'n
Und Basels Freunde gläubig auf mich schauen,
Die Gutes nur, nicht Nutzen bloß erstreben,
So lange werd ich standhaft weiter fahren
Und bis zum letzten Atemzug die Kraft
Und Einsicht, die mir Gott verlieh, aufopfern
Dem Ideal, das mir vor Augen schwebt!
Der Arme seufzt nach einer Retterhand;
Er liegt am Boden hülflos, wie ein Kind.
Doch streckt er nicht den Arm nach Gnadenbrot
Des Reichen, der ihn vor den Füßen tröstet,
Er will erhoben sein zu freiem Gang.
Den kann er lernen und ich will ihm helfen.
Nein, nein! Die Volksveredlung ist kein Wahn;
Des Elends Quelle kann die Bildung stopfen!
Der Mensch, ob auf dem Tron, ob unterm Laubdach,
Er ist derselbe und hat gleiches Anrecht
Zum höchsten Ziel des Daseins zu gelangen.
(Die Hände emporstreckend.)
Herr, hilf zum Sieg! Dein ist, was ich erreiche.

Iselin (mit Kraft und Weihe.)

Wie solltest Du nicht siegen, starkes Herz?
Unüberwindlich ist die Liebe, die
Nur lebt für Andre und das Kreuz nicht scheut.
Mein Freund! Du glaubest, hier ein Korn zu säen,
Die Armen in der Näh' damit zu nähren,
Und pflanzest einen Baum, der seine Krone
Weit übern ganzen Erdkreis breiten wird,
Daß jeder fromm und frei darunter wohne.
Ja, wie im Traume, seh' ich Völker wallen
Aus allen Landen an Dein schlichtes Grab,
Hör' sie lobsingen: „Vater Pestalozzi,
Du bist der beste, den die Schweiz je gab!"
(freundlich zu den Kindern.)
Ihr aber, Kinder, ihr erkennt noch nicht,
Welch' edle Manneshand euch pflegt und leitet.
Viel tausend, tausend Kinder, die noch nicht
Geboren, werden einmal euerm Vater
Im Herzen danken; darum tut auch ihr's!
Er steht ja unter euch, ihr Glücklichsten!
Singt, tanzt und jubiliert! Umarmt den Guten!
(sie stürzen jubelnd auf ihn los.)
Nur halt! — halt! — hört! zerdrücket ihn nicht ganz!

Pestalozzi (während ihn die Kinder liebkosen.)

Den treusten Freund — das beste Weib zur Seite —
Und Glückestränen in der Kinder Augen —
Fürwahr! Dies Festchen strahlt mir ins Gemüt
Wie Perlentau am schönsten Sabbatmorgen!

Jakob Hunziker.

Gottlieb Fischer.

Geboren 15. März 1867. Bildete sich im Seminar Wettingen zum Lehrer aus und wirkt nun an der Fortbildungsschule Kaiserstuhl, in der Mußezeit mit der Ausführung dichterischer Arbeiten beschäftigt. Werke: 1. Novellen und Humoresken, in verschiedenen schweizerischen Zeitschriften erschienen. 2. Bertha Steiger, Trauerspiel in 3 Akten. Aarau, Sauerländer 1898. 3. Kardinal Schinner, Drama in 5 Akten. Aarau, Sauerländer 1901. 4. Festspiel für die aargauische Centenarfeier 1903.

Aus: „Kardinal Schinner".

I. Akt.

Auf der Hochzeit zu Einsiedeln.

Szene: Freier Platz in Einsiedeln; im Hintergrund das alte Kloster. Rechts und links Schwyzerhäuser, aus Obstbäumen hervorschauend, im Vordergrund eine mächtige Linde.

1. Auftritt.

Heid,* nachher Wicki,* Trommler, Bogenschützen.

Heid

(in Gedanken versunken an den Stamm der Linde gelehnt, in der Rechten ein Banner.)

Wicki (von links auftretend.)

Heh — schläfst du, Heid? Oder reislaufen deine Gedanken in Italien? Erwach! Wir sind in Einsiedeln und der Wicki ist da mit seiner Pfeife.

Heid.

Ich seh dich! Bist groß und grob genug. Aber schlafen könnt' man wohl, wenn ihr so schläfrig anrückt. Wo sind die andern?

Wicki.

Sie machen sich noch schön. Der Jost** soll seine Freude an uns haben und seine Braut auch. Unsere Pfeifen und Trommeln müssen auf seiner Hochzeit glänzen, wie die Dukaten des Herzogs von Mailand.

* Schwyzersöldner. ** Jost Reding, Hauptmann eines Freiharstes.

Heid.

So? Dann haben sie einen schlechten Glanz.

Wicki.

Weil er uns die meisten schuldig geblieben ist, meinst du?

Heid.

Und bleiben wird, wenn wir sie nicht selber holen.

Wicki.

Damit wird's gute Weile haben.

Heid.

Zum Teufel, ja wohl! Die Pest hole das langweilige Leben hier. 's ist nicht zum aushalten! Vieh hüten, Kühe melken, Käs und Butter machen! — (es treten von verschiedenen Seiten Trommler und Bogenschützen auf.) Ist das ein Leben für junge, flotte Gesellen, he? Was sagt ihr dazu, ihr Herren vom Kalbsfell?

Erster Trommler.

Daß ihr unsern Stand nicht schelten sollt, sonst könntet ihr erfahren, daß ihr's mit Kälbern zu tun habt.

Zweiter Trommler.

Wenn ihr wieder über den Gotthard gewirbelt sein wollt, so bin ich dabei. Da soll mein Kalbfell aus einem andern Ton singen, als auf einer Hochzeit. (Schlägt einen Wirbel.)

Bogenschütz.

Nach Italien? Hui! Lieber heut als morgen. Das war ein Leben, anno 13. Von einer Stadt zur andern und wo sie nicht mit den Goldfüchsen ausrückten — angezündet.

Zweiter Trommler.

Gut Fressen und Saufen überall.

Erster Trommler.

Und wo's nicht angerichtet war, mit den Spießen nachgeholfen.

Bogenschütz.

Und dazwischen die Landsknechte und Franzosen geklopft. Weißt du noch, Heid, bei Pavia? (zu den andern) Hielten da unser viere Wache am Tessin und am andern Ufer lag ein Trüpplein Welsche und foppten uns. — Wir nicht faul, werfen unsere Kleider ab und schwimmen hinüber, nackt, wie uns Gott erschaffen, nur die Morgensterne in den Fäusten. Aber die Französlein fanden wir nicht mehr drüben, die hatten ihre Beine unter die Arme genommen, alle sieben.

Erster Trommler.

Wären's Mädel gewesen, sie wären nicht gelaufen. (Sie lachen.)

Gottlieb Fischer.

Zweiter Trommler.

Welsche gewiß nicht. (Gelächter.)

Wicki.

Still! Maria Costa ist auch eine Welsche.

Bogenschütz.

Hoch Jost's Braut!

Zweiter Trommler.

Ist sie denn wirklich so eine köstliche, diese Maria Costa?

Bogenschütz.

Schön ist sie.

Wicki.

Und brav, beim Donner!

Erster Trommler.

Hum!

Wicki.

Was hum? Noch einmal so ein „Hum“ und ich pflanze dich verkehrt in die Erde, wie einen Zaunpfahl.

Zweiter Trommler.

Aber wie der Jost zu ihr kam, das wird man doch fragen dürfen?

Wicki.

Wie er zu ihr kam? Wißt ihr, wie er die Fahne eroberte bei Novara —

Heid.

Mitten aus den Franzosen heraus —

Wicki.

Sich n'Weg gehauen und sie geholt — mit einem zweizölligen Dolchstich in der Schulter vom welschen Venner —

Heid.

Dem ich dafür die Gurgel durchstach, daß ihm das Halsweh für immer verging.

Wicki.

Wäre unser Jost vernünftig gewesen und hätt' sich verbinden lassen, 's hätt' nichts auf sich gehabt. Aber er lachte den Feldscher aus und marschierte mit uns denselben Abend noch gen Mailand. Richtig — noch auf dem Weg packt ihn das Fieber. Er brach zusammen, und die Sinne verließen ihn. — (Die Burschen, die sich in immer größerer Zahl einfinden, stellen sich rings um den Erzähler und drängen ihn, fortzufahren.)

Da wollt's ein Zufall, daß ein Wagen die Straße kam — darin saß sie — Maria Costa. Sie sah den Jost am Straßenrande liegen und bat uns, den Fiebernden ihr anzuvertrauen und fuhr mit ihm zu ihrer Villa —

Bogenschütz.

Nu, weiter, weiter!

Wicki (grob.)

Was werd' ich weiter wissen? Das weitere haben sie zu zweit abgemacht — ich war nicht dabei.

Erster Trommler.

O, das wird sich leicht gefunden haben.

Wicki.

Leicht? Ich sag euch, schwer genug ist's ihr geworden, bei Gott! Zwei Monden kämpfte sie mit dem Tod um ihn — und zwei Jahre mit ihren Verwandten. Und darum sag ich: Hoch, Maria Costa!

Alle.

Hoch Maria Costa!

2. Auftritt.

Die Vorigen; Franz (tritt in einem neuen Wams aus dem Hause rechts.)

Franz.

Nehmt mich mit in den Hochzeitszug. Ich möcht' so gern mit euch marschieren. Gib mir die Armbrust, Alois!

Bogenschütz.

So? Was soll denn ich auf den Schultern tragen? Die Haselruten, die noch für dich wachsen?

Franz.

Ach, dir ist's nichts neues mit dem Bogen, kannst auch einmal ohne gehen; man weiß doch, daß du schießen kannst. — Gelt?

Bogenschütz (reicht ihm die Armbrust.)

Da, du Plaggeist!

Franz.

Hurrah! Und so trägt man sie, nicht wahr! (Er marschiert, sich von allen Seiten besehend, vor ihnen auf und ab.)

Wicki.

Gehen kann er!

Heid.

Wir wollen ihn zum hintern Flügelmann machen.

Franz.

Nein, nehmt mich in die Mitte, sonst merkt's der Vater.

Wicki.

Aha und der packt dich am Fittig, du armer Held!

Gottlieb Fischer.

Zweiter Trommler.

Flotte Flügel hat er — seht, nagelneu!

Franz.

Nicht wahr, es steht mir gut? Die Mutter hat mir's machen lassen.

Wicki.

Sie ist eine tapfere Frau. Hat sie keine Angst vor dem Vater?

3. Auftritt.

Die Vorigen. Jost Reding.

Heid (Jost entgegenrufend.)

Hoch Jost, unser Hauptmann!

Alle (durcheinander.)

Hoch unser Hauptmann!
Hoch Jost,
Der Held von Novara!

Jost.

Seid mir gegrüßt, Kameraden. Laßt mich euch die Hand drücken am schönsten Tag meines Lebens.

Heid.

Der schönste? — Der schönste Tag deines Lebens? Deine Huldin in Ehren! Aber dein schönster Tag war der, wo du mit deinem Zweihändigen dir Weg gehauen — in die Franzosen hinein — der Tag von Novara.

Alle.

Hoch der Tag von Novara!

Heid.

Hoch der Held von Novara!

Alle (jubelnd.)

Hoch! Hoch!

Jost.

Still, still! Ich bitt' euch!

Heid.

So hast du seit zwei Jahren nicht mehr gemäht, Jost.

Jost.

Ich wollt's auch nicht. Und wenn er schön war, der Tag von Novara, so war er's, weil er mich zu Maria führte.

Heid.

Und den Ruhm, den rechnest du nichts?

Jost.

Was ist Ruhm? Die Welt ist vergeßlich. Wie lange dauert er? So lange du ihn mit dem Schwert in blutiger Faust festhältst. — Es geht das Gerücht, der junge König von Frankreich rüste ein Heer, wie die Welt seit Karls des Kühnen Tagen noch keins gesehen. Wißt ihr, was das bedeutet?

Wicki.

Daß es geklopft werden kann, wie das von Murten.

Alle.

Bravo!

Erster Trommler.

Die Welschen sollen Kopfnüsse haben, daß ihnen die Schädel krachen.

Zweiter Trommler.

Und ein vermaledeites Seitenstechen.

Erster Trommler.

Und Wadenkrämpfe, daß sie der Teufel holt.

Bogenschütz.

Aber König Franz wird sich doch hüten, uns ins Land zu fallen.

Jost.

Seit gestern Abend hat man sicheren Bericht. Die Landsknechte, die schwarzen Banden, ziehen den Savoyerbergen zu . . . Wißt ihr, was das bedeutet?

Heid.

Mailand! Italien!

Jost.

In einem Monat kann ihr Vortrab in der Poebene stehn.

Heid.

Und wir lassen derweil unsere Spieße rosten?

Jost.

Sie werden nicht zu lange mehr müßig gehen. Der Kardinal von Sitten ist in der Schweiz.

Alle (durcheinander, lebhaft.)

Der Kardinal von Sitten?
Hier?
In der Schweiz?

Jost.

Und wißt ihr, was das bedeutet?

Gottlieb Fischer.

Alle (wild jubelnd.)

Krieg!

Jost.

Krieg! Und das jubelt ihr so heraus, als ging's zum Tanz auf eine Kirchweih. Krieg! Krieg! Als ob ihr nicht wüßtet, wie viel Blut und Tränen an dem Worte kleben.

Heid.

Hör Jost, seit wann kommen dir solche Sentimenter? Seit du verliebt bist? Was doch so ein schönes Mädel nicht alles anrichtet! Sonst warst du anders, Santa Maria! Du hast mehr Waisen und Witwen und verlassene Bräute gemacht, als wir alle zusammen.

Jost.

Drum ist es an der Zeit, daß ich —

Heid.

Daß du auf Ersatz denkst? Bravo! Das sind die rechten Gedanken am Hochzeitstag. Und so viel Zeit wird dir der Kardinal noch lassen, daß — na! Und dann nach Italien! Es lebe unser Hauptmann!

Alle.

Hurrah! Hoch unser Hauptmann!

Wicki.

Hör Jost, wir wollen deine Braut abholen, sonst laufen dir die noch vor der Hochzeit über'n Gotthard.

Alle.

Auf zur Hochzeit und dann in'n Krieg!
(Mit Pfeifen und Trommeln in Reih und Glied ab.)



Gottlieb Fischer.





Arnold Gysi

von Aarau, geb. 24. Februar 1837. War bis 1891 im väterlichen Reißzeuggeschäft tätig und zog sich dann ins Privatleben zurück, dessen Mußestunden eine große Zahl humoristischer Vorträge in Versen und in Prosa, meist im Dialekt verfaßt, zeitigten.

Von den zahlreichen Publikationen seien erwähnt:

Vier humoristische Vorträge im Ruederthaler Dialekt. 1878. Sechste Auflage, 1902. Müllerruedis Pariserfahrt, 1881. Der Aarauer Bachfischet, 1894. 17 erprobte humoristische Vorträge, 1898.

s'Drohtnetz ob der Stadt,

wie's der Dorfschuelmeister em Bäbi erklärt het.

(In Aargauer Mundart.)

Bi churzum mit em Bäbi uf Aarau ie 'gauge,
Do blybe'n ihri Auge'n a dene Dröht obe hange:
„Herr Jeemer, Hans Ruedi, was ischt iez au Deis?
Spinnhoppele, glaub', oder der Gugger weiß's!
Bald dünner' Fäde, bald wieder dick';
Was für donstigs Viecher mache fettig' Strick?
Jo — hüst und hott ume, chrütz und quär,
Me meinti, daß d'Stadt bald umspunne wär! —
Woll! I wett 'hne bim Wätterli thue derfür!
So Spinnele wett i de nid uf d'Stör!
E Dachdeck' müeßt mer drahy mit em Bäse,
Dem Ungeziefer go d'Fäde verläse!" —

„He du Nachtig", sägi, „gieb doch iez au Acht!
Die sind vo Ise'n oder Chupfer gmacht!" —

„Eh, was du nid seisch! Und für Vögel z'soh?"
So frogt do 's Bäbi enanderigsnoh.

„Aeh", sägi, „was dänksch au! Wa chunnt d'r au z'Sinn!
Do lyt d'r jo ganz öppis Anders drinn!
Au de Spinnele wurd gly dänk der Hung usgoh,
So Fäde'n uf hundert vo Stund abz'loh.
Die Dröht do die händ d'r so vielerlei z'thue,
E Glehrte hätt do d'r z'erkläre gnue!
Jo, die Dünnste scho bringe'n is Nochrichte här
Wyt über all' Länder und über's Meer!" —

Arnold Gysi.

„Eh! Eh! Eh!" seit's Bäbi, „Cha Deis iez au sy?!
Es rytet doch niene keis Briefli verby;
Und de wurde sie naß jo bi Räge'n und Schnee,
Und vermostete, hesch mer sie niene gseh!" —

„Jo, allerdings," säge'n i, „wurde die z'Most;
Papierig' Briefe, die ghöre'n uf d'Post!
Aber einewäg göhnd's d'r do B'richte dure,
Wo so'nes Blitzapperätli loht dure schnurre,
Und do merkt e keis Spätzeli nüt dervo,
Und wenn's iez au just uf em Droht sött stoh! —

Uf em Bureau — chum mit — chausch die Schrift ghöre böpperle,
Wie wenn Riesel öppe thuet über 's Dach abe hötterle,
Und papierig' Bändel vo unändlecher Längi
Nähme'n ebe die Schriftzeje de uf in Mängi;
Und wer die rächt gleitig lehrt abeklaviere,
Dä kennt de halt ebe das Telegraphiere.
Jo, das lauft d'r so g'schwind — sone B'richt — wie wenn's blitzt,
Oder e Wätterleich grad über e Himmel pfitzt! —
Druf chleibes' dä B'richt ine'n Enveloppe,
Und der Laufbueb, flingg wie en Antilope,
Git Päch und schällt sine Lüte'n am Hus,
Daß sie zämefahre'n, es ischt e Gruus! — —

De göhnd's aber au no so Dröht sälb mit,
Wo d' dure chausch rüefe, grad was d' de witt,
Minetwäge'n uf zäche, zwänz'g, dryssig Stund,
Was zue dem no wolf'ler, as 's Ander' chunnt!" —

„Eh, du bist e Narr", seit's Bäbi, „jo woll'!
De sind säbi Dröht am Aend gar no hohl?" —

„Aeh, kei Spur", sägi, „Bäbi! Deis bruucht si do nüt!
Chausch glych derdur sprööchle mit dine Lüt!
Drüllisch eifach es Kurbeli sälb mit em Toope
Und losisch am Hörrohr, bis Oepper thuet hoope
Und di frogt, mit wem as d'plaudere wott'sch,
Und de seisch halt, vo wem as d'e Bricht ha sott'sch! —

Das goht kei Minute, mäld't sich Die oder Dä;
Jo, me meinti, me chönnt sie am Chabis näh
Und sie steuje grad hinder der Chäftliwand,
So tüüjched rückt me do ufenand'!
Und es Niedwäders kenntsch do, wie's gwohnli red't
Und ob's fründlig isch oder en Rappel het. —
Me heißt säbi Chäftli blos Telephon
Und het's d'r scho z'Tuusigi so im Kanton.
Do rüeft me'n em Metzger, em Beck, em Wirt,
Weme plötzli vo Bsuech überrumplet wird,

Arnold Gysi.

Und het me kei Zyt meh für Ychäuf z'mache,
Die schicke'n eim alli die siebe Sache. —
Churz, Alles, wo grad me sott Antwort ha,
Das zettlet me sälb dur das Chäştli a
Und het e keis Buechstäbeli nötig z'schrybe,
Um all' sini B'stellige zäme z'trybe. —

Jez aber laufe's no Dröht, echli stärcheri, mit;
Me kennt sie nume schier vor de'n andere nid,
Und die bringe'n eim's Liecht e so häll und klar,
Daß me meinti, es chäm vo der Sunne har.
Aber au Die sind d'r ebesowenig hohl,
Nid daß d'öppe meintsch, sie füehre Petrol!
Und doch lauft d'Belüüchtig derdur so patänt,
Wäge desse git's ietzet scho weniger Bränd;
Denn es niedwäders Liecht, sig's iez groß oder chly,
Mueß ganz ime gschloßnige Glas inne sy.
Dreihsch rächts ame Chnopf — wie der Blitz so schnäll,
Sind d'Stroße schier wie der Tag so häll!
Wotsch ine feisteri Stube'n, i Chäller, bi Nacht,
Hescht ebe so weidli All's heiter gmacht!
Zum Lösche, do dreihsch dernoh links ä dem Chnopf,
Und es flügt d'r kei Aegschplosion a Chopf,
Wie wenn d' sone Lampe mit schlächtem Petrol
Usblosisch, wo chuum no ne Zähntel voll.
Und was no gar eigelig isch bi der Sach:
Am billigste wird's no dur Wasserchräft gmacht.
Wo sövel Wasser so z'Grächtem süsch lösche tuet,
Find't me deis iez au no zum Liechtmache guet!" —

„Aber los'," seit's Bäbi, „du zellsch mer do Sache.
Es chönnt eim no zwyfelsüchtig mache!" —

„Jo," sägi, „bi Dir i der Lätthalde hinde
Dunkt spanisch eim All's, was sie duß' erfinde!
Aber die Fäde do sind iez halt ebe kei Gspinnst,
Wie d'je länger je meh dänk iez usefindsch. —
Jo, wie d'de gsehsch, het's do no Derig' derby,
Wo so dick, wie'nes Bleistift d'r möge sy;
Und deis sind schiegar no die vürnähmste Dröht,
Ohne die me's so bald nümme mache tät,
Wil so eine vo tuusig vo Pfärde d'Chraft,
Wo d'de wottsch, a beliebigi Ort hi schafft. —

E Bärgbach, zum Byspiel, git d'Chraft säbem Droht,
Wo z'oberst uf's Stanserhorn ue goht;
Sälb trybt dä ganz gmüetlig e paar Motore,
Die packe mit Drohtseil dä Zug vo vore,
Wo dunde vom Thal ufe Gipfel will,
Und do fahrsch wie i Himmel ue so still! —

Arnold Gysi.

Wo mit Chohle me z'arme Tage sich brönnt
Und au die bime Chrieg nümme bschicke chönnt,
Der Dampf bereits nümme cha schaffe meh,
Mueß me Zueflucht zue säbe Dröht doch no näh;
Denn die und d'r Bach, wone d'Chraft abtritt,
Die schaffe geduldig, so lang's es git.
Jo — so lang sones Wasser die Chraft mag spyse,
Loht dä Droht sich au nie zume Streik uswyse,
Verlangt zwüsche'n ie kei Brot, no Wy;
Blos es Tröpfeli Oel mueß do gsalbet sy! —

Wenn d'wottsch, leit dä Droht sogar Oeppis uf d'Syte
Für die Zyt, wo'ner nümme mögt All's bestryte.
Isch es Wässerli z'schwach, sich der Sach z'erwehre,
Was me vo'nem a Licht oder Chraft sott begähre,
Guet, het me'nes prächtigs Mitteli gfunde:
Me sammlet no d'Chraft vo de Fyrobestunde,
Sperrt die ine Sorte vo Sparhäfe'n y,
Bo wo sie de öppe wott losg'loh sy.
So wird e keis Stündeli Zyt verlore,
Und heißt me die nume'n Akkumulatore. —
E wilde Bach mit eme schöne Gfäll
Isch i mängem Ort iez en liebe Gsell,
Wome die jo bis dar und sit tnusig vo Johre
Mißträuisch betrachtet het wäg' de Gfohre." —

„Ach, Gott!" seit's Bäbi, „isch deis au ne Zyt!
Was sind doch au mir no, mir alti Lüt!
Wie söll's doch au spöter no wärde'n und cho,
Weme so galoppiert und cha häxe scho!" —

„Jo", sägi, „Deis isch no bi Wytem nid All's,
Was so Dröht d'r verrichte no allefalls
Und i rychere Städte me cha profitiere,
Wo sie's Neuste'n eim immer vor Auge füehre
Und me'n all's e so fältsami Wunder gseht! —
Dert git's d'r zum Byspiel so Kabinet,
Wome d'Oper uf Stunde wyt cha ghöre
Mit all' ihre prächtige Gsäng und Chöre,
Dene Gygeli alle'n und Clarinette,
De Cimble, Posune'n und Chriegstrompete;
Do fählt d'r au 's lysiste Flöteli nid,
Wenn d'präzys uf Alles di achte witt! —
Häukfch eifach zweu Hörrohr fälb vo der Wand
Und drücksch sie a d'Ohre'n a mit der Hand;
De gsesch, wie sie blos so a Dröhte hange
Und wie ne Mängi vo Möntsche'n uf's Lose plange! —

Au wo d'Ammerei chürzli het Hochsig gha
Und bim Schmaus isch gsässe mit ihrem Ma,
Do chlingelet's näbena bi deim Saal
Und wird ene ghoopet us ihrem Tal:

Arnold Gysi.

Sie sölle doch Beidi au flingg es Rohr
So mit eme Droht sälb ha a's Ohr,
Ihres Gesangverein well' 'hne'nes Ständli bringe. —
Und sie händ sie gar prächtig schön ghöre singe,
Obschon sich jo Die e so vier, feuf Stunde
Vo sälb ime Stübli händ z'sämegfunde,
Wo ebe das öffetlech Telephon isch,
Und händ's Alli dörfe go lose vom Tisch." —

„Ach, i chume", seit's Bäbi, „no us Rand und Band!
Deis goht mer de doch übere Mönscheverstand!
Was chame vo dir nid no Alles erfahre!
Me wird doch au gwüß afe schier zum Narre!" —

„Jo", sägi, „so git's d'r halt Allederhand,
Und wenn au net do, doch i frömdem Land. —
Scho z'Vivis, wo All's is Wältschland hi begährt,
Gsesch Omnibüs fahre ganz ohne Pfärd;
Blos wie Leitseili gseht me's drob ume plampe,
Wo sälb vo de Dröhte höch abelampe;
Aber grad die gänd dem Maschineli d'Chraft,
Wo drunder wie's Bysiwätter schafft. —
Jo, das lauft wie der Tüüggeler und fast ohne Rueh
Noch dem Wunderland sälb uf das Munterö zue,
Wo en anderi Bahn, wie ne Leitere stotzig,
No i Bärg ue stygt e so küehn und trotzig! — —
Jez wome'n a Holz und a Chole het Noth,
Chame choche'n und heize sogar dur e Droht.
Jo, i miech mit em Stärnechoch d'r e Wett,
I brötleti flingger en Cotelett;
Denn so eläktrischi Platte sind weidliger warm,
As bis Mänge sis Aerfeli Holz hätt im Arm!
Und bi säbigem Heize stirbt Niemert a Gift,
Wo eim der Tod so ungsinnet trifft.
Wie Mänge schlüüßt z'früeh, wie der Jokebli Roth,
Und wenn er verwachet, so isch er todt! — — —

Gäl, Bäbi, es goht d'r hüt Mängs gäge d'Hoor?
Aber glaubsch au nid All's, isch es einewäg wohr!
Jo, es chunnt no derzue, und me gseht dure Droht
Uf tuusig vo Stund', wer im Bureau stoht!
Für d'Chikagoer Usstellig hätt me fast sölle meine,
Der Edison bring' au no Das i's Reine
Und chönn er vo sälb zue'nis übere gugge;
Het aber schynt's eisder no z'viel uf em Rugge.
Doch wenn au nid är, chunnt en Andere druf,
Die Glehrte gänd d'Hoffnig no lang nid uf.
Wie me ghört dure Droht, söll me spöter no gseh!
Chum, Bäbi, mer nähme'n iez Eis druf hi!"

Arnold Gysi.



